

life+ MAGAZIN

positiv leben



Positive Begegnungen

Konferenz zum Leben mit HIV/Aids



Fotos: Sabine Faber

Impressum

Herausgeberin:
Deutsche AIDS-Hilfe e.V.
Fon: 030/69 00 87-0
Fax: 030/69 00 87-42
E-mail: dah@aidshilfe.de
Internet: www.aidshilfe.de
2012
Bestellnummer: 119047
Dieses Magazin ist auch im Internet abrufbar:
www.aidshilfe.de
Konzept: Heike Gronski, Axel Schock
Redaktion: Axel Schock
Autor(inn)en: Jens Ahrens, Bernd Aretz, Roland Berger, Werner Bock, Juliane Böthner, Heike Gronski, Michael Jähme, Karl Lemmen, Michèle Meyer, Frauke Oppenberg, Holger Pauly, Armin Schafberger, Axel Schock, Lisa Schulz, Clemens von Sindelar, Steffen Taubert, Hella von Unger
Fotos: Sabine Faber, Dirk Hetzel, Martin Westphal, Aids-Hilfe Köln, Holger Wicht, pixelio.de
Gestaltung: forelle media gmbh, Berlin
Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Berlin
Alle Rechte vorbehalten, Nachdruck (auch in Auszügen) nur mit schriftlicher Genehmigung der Deutschen AIDS-Hilfe e.V.
Die DAH ist als gemeinnützig und besonders förderungswürdig anerkannt; Spenden sind daher steuerlich abzugsfähig.
Sie können die DAH auch unterstützen, indem Sie Fördermitglied werden. Nähere Informationen erhalten Sie unter www.aidshilfe.de
Spendenkonto: Berliner Sparkasse BLZ 100 500 00, Konto 220 220 220

Inhalt

- 4 Bewegen – Gestalten – Entscheiden
- 6 „Danke, dass ihr euch getraut habt!“
- 7 HIV im Erwerbsleben
- 9 Vielfalt in der Selbsthilfe
- 10 Modern Networking
- 12 Pharma und Selbsthilfe
- 14 Zwischen den Stühlen
- 16 Veränderung mitgestalten
- 20 Abschied von der Virenschleuder
- 22 Wir bestimmen die Bilder!
- 23 Der Baum der Erinnerung
- 24 Auf die Straße!
- 26 Fragen und Zahlen
- 27 „Dieses Engagement hatte ich nicht erwartet“
- 30 Wie sag ich's meinem Kind?
- 32 PISA-Sex
- 34 Mit dem Staatsanwalt im Bett
- 36 „Meist mache ich das alles mit mir selber aus“
- 38 Museumsreif
- 39 Respekt kennt kein Alter
- 41 Pressespiegel/ „Danke Homo-Hasser!“

Wir bedanken uns bei allen Firmen, Institutionen, Gruppen sowie bei allen Einzelpersonen für die Unterstützung der Positiven Begegnungen



Bewegen – Gestalten – Entscheiden

Ein Rückblick auf die
Positiven Begegnungen 2012 in Wolfsburg

Wie immer war den Positiven Begegnungen eine lange und intensive Vorbereitungszeit vorangegangen. Dann ist die Konferenz endlich da und – schwupps – auch schon wieder vorbei.

Für die Vorbereitungsgruppe wird die Konferenz zu einem Moment der Wahrheit. Haben wir alles soweit vorgedacht und vorbereitet, dass es mit Leben gefüllt werden kann? Dass die Teilnehmenden unser Angebot mit Freude und Engagement aufnehmen, war bei den Positiven Begegnungen 2012 notwendiger denn je. Schließlich hatten wir den thematischen Schwerpunkt auf die Neugestaltung der Selbsthilfe und Selbstorganisation gelegt und das Programm auch so gestaltet, dass eine Mitarbeit aller möglich war.

Mit Bangen warteten wir ab, wohin die Reise führen würde. Dies war für uns manchmal keine leichte Situation, auch wenn genau dies den Charakter von Selbsthilfe mit all ihrer Eigenwilligkeit gerade auch auszeichnet.

Austausch und Aufbruch

Wir können nun auf eine in jeder Hinsicht erfolgreiche Konferenz zurückblicken. Wir haben neue inhaltliche Schwerpunkte erarbeitet, zu denen es Themenwerkstätten geben wird, die

durchaus auch frischen Wind und Feuer in die Diskussion bringen werden. „Mit der Idee zu ‚Safer-Sex-Plus‘, die im Workshop ‚Von der Viruslast zur Lust‘ entstand, kam auch ein Hauch von Pioniergeist auf“, resümiert Tim Vogler die von ihm mit vorbereitete PoBe.

Für Stephan Gellerich war die Wolfsburger Konferenz „ein Drehpunkt für Austausch und Aufbruch“ und „der Aufschlag zu einer modernen und zeitgemäßen Beteiligung an Themen, die für uns Positive wichtig sind. Ich wünsche mir, dass der Funke, den ich in der positiven Community gespürt habe auch in der Deutschen AIDS-Hilfe etwas zum Glühen bringt.“

Thorsten Sandner, der ebenfalls zum Vorbereitungsteam gehörte, war vor allem von der Arbeitsfreude während dieser Tage begeistert. „Ich war beeindruckt, wie intensiv und fundiert in den Workshops gearbeitet und diskutiert wurde, und dass es der Vorbereitungsgruppe offensichtlich gelungen ist, ein Themenspektrum anzubieten, das den Nerv und die Interessen der Teilnehmenden getroffen hat.“

Kraftvolle Aufbruchsstimmung

Ein wenig erschöpft, aber auch erfüllt und mit einem Rucksack voller Ideen und Pläne sind wir wieder zurück in unseren eigenen Alltag zurückgekehrt. „Da es in Österreich nichts in dieser Art gibt, versuchte ich in den vier Tagen so viel als möglich für mich und meine Arbeit mitzunehmen – und es war auch dieses Mal wieder ungemein viel: Nicht nur die oft bewegenden Begegnungen in persönlichen Gesprächen, sondern auch die Aufbruchsstimmung, die man immer wieder spüren kann. Das gibt Kraft, um zu Hause weiter zu machen“, lautet Andreas Hudeceks persönliches Fazit der PoBe.

Vieles soll nun in den Themenwerkstätten und Communities weitergedacht und weiterbearbeitet werden, und die Ergebnisse schließlich in die nächsten Positiven

Begegnungen einfließen. „Mir schien in Wolfsburg erstmalig kaum eine Schwelle zwischen den einzelnen Zielgruppen zu existieren. Selten habe ich beispielsweise so intensiv auch mit Jugendlichen diskutieren können. Ich freue mich auf 2014!“, sagt Tim Vogler.

Danke. Danke uns allen

Eines ist im Rückblick auf die Wolfsburger Positiven Begegnungen schon jetzt hervorzuheben: Nie zuvor waren wir als Positive gegenüber der Bevölkerung so präsent wie auf dieser Konferenz. Und wir hoffen, dass dies zu einer Tradition werden wird: Wir sind da, wir sind überall, wir verstecken uns nicht.

Den Teilnehmenden ein großes Dankeschön für sichtbare und hörbare Präsenz und Engagement, innerhalb der Konferenz, aber auch in Stadt Wolfsburg.

Ich bin mit vollem Herzen nach Hause gefahren: Bewegt, dass erstmals so viele Menschen sich in der Öffentlichkeit mutig und klar gegen die Kriminalisierung positioniert haben. Danke. Danke uns allen. Und: Ich bin erschüttert, dass zwei Teilnehmende tätlich angegriffen wurden. Es gibt noch viel zu tun.

Michèle Meyer
für die Vorbereitungsgruppe der
Positiven Begegnungen 2012



Die Vorbereitungsgruppe bei der Eröffnung der Positiven Begegnungen 2012: Zwei lange Jahre mit konstruktiven Diskussionen, intensiver Arbeit und kreativen Prozessen liegen hinter ihr, vier spannende Konferenztage vor ihr.

Foto: Sabine Faber

„Danke, dass ihr euch getraut habt!“



Der Vorstand der Deutschen AIDS-Hilfe e.V. (v.l.n.r.): Manuel Izdebski, Tino Henn, Sylvia Urban, Winfried Holz und Carsten Schatz

Wo sollen die Positiven Begegnungen stattfinden? Diese Frage ist jedes Mal aufs Neue gar nicht so leicht zu beantworten. Eine kleinere oder mittelgroße Stadt soll es sein, gut angebunden ans Verkehrsnetz, aber keine der Metropolen, in denen es für Menschen mit HIV bereits viele Angebote gibt. Positive Begegnungen sollen genau dort möglich werden, wo es noch besonders schwierig ist. Wir wollen das Thema „Leben mit HIV“ ins Land tragen.

Man muss es ganz offen sagen: Wolfsburg war in dieser Hinsicht ein Volltreffer. Eine Stadt mit einer Aidshilfe zwar, sicherlich, aber zum Beispiel ohne auch nur eine einzige schwule Kneipe, von einem CSD ganz zu schweigen. Bezüglich HIV und den besonders stark betroffenen Communitys eine völlig unterversorgte Stadt.

War Wolfsburg vielleicht sogar zu gewagt? Am letzten Abend, auf dem Heimweg von der Abschlussparty von den Positiven Begegnungen ins Hotel wurden zwei schwule Teilnehmer der „Positiven Begegnungen angegriffen“ und mit einer Eisenstange verletzt (siehe Seite 41). Hätten wir also lieber nicht in der Auto-Stadt tagen sollen, wo Homosexualität offenbar lebensgefährlich ist?

Wir sind sicher: Es war richtig, uns in Wolfsburg zu treffen. Zum einen gibt es homophobe Gewalt leider überall. Und zum anderen ist es wichtig, genau dort präsent zu sein, wo so etwas passiert. Gut, dass wir in Wolfsburgs Fußgängerzone so kraftvoll gegen Diskriminierung von Menschen mit HIV demonstriert haben! Und gut, dass die Lokalpresse ausführlich über uns und die Gewalttat berichtet hat!

Was das für Menschen in einer solchen Stadt bedeuten kann, veranschaulicht ein bemerkenswerter Gastbeitrag eines 25-jährigen HIV-positiven Wolfsburgers im Blog von „Der Teilzeitblogger“ (siehe Seite 41). Der anonyme Autor schildert Wolfsburg als eine Stadt, in der homophobe Gewalt zum Alltag gehört und stellt fest: „Schwul und lesbisch ist man hier nicht. (...) Aber eines ist man hier in Wolfsburg ganz sicher nicht: Krank oder HIV-positiv.“

Der junge Mann bedankt sich bei den Teilnehmenden der Konferenz und der Deutschen AIDS-Hilfe für die Positiven Begegnungen, dass wir es ins „Industriedorf Wolfsburg“ geschafft haben und „für das außerordentliche Engagement“: „Danke, dass ihr euch getraut habt, öffentlich aufzutreten und dem Kongress und allen HIV-Infizierten ein Gesicht zu geben.“

Er selbst hat freilich nicht teilgenommen. „Gerne wäre ich Teil der Community gewesen“, schreibt er, „aber leider bin ich in dem Punkt Öffentlichkeit auch nicht anders, als die vielen anderen hier. Ich habe einen sehr guten Job. Ich liebe meine Arbeit, ich liebe mein Leben.“ Dass der Autor dieser Zeilen es nicht dabei belassen hat, sondern einen Text dazu veröffentlichte, hat uns beeindruckt. Wir möchten uns dafür unsererseits bedanken.

Ach ja, und wo sollen nun die nächsten „Positiven Begegnungen“ stattfinden? Wir denken da an eine kleine bis mittelgroße Stadt, gut angebunden ans Verkehrsnetz, keine der Metropolen.

Der Vorstand der Deutschen AIDS-Hilfe

Foto: Holger Wicht

„Ein positives Coming-out im Betrieb ist immer ein Sprung ins kalte Wasser“

HIV im Erwerbsleben ist allzu oft noch ein Tabu. Das zeigte auch der Workshop mit Beschäftigten von Wolfsburgs größtem Arbeitgeber: dem VW-Werk

Ein positives Coming-out im Betrieb kann für Unruhe sorgen – es erschreckt, wenn HIV „Gestalt annimmt“ und plötzlich ganz nah ist. Wie gehen HIV-positive Berufstätige damit am besten um? Im Workshop „PoBe meets VW“ wurden unterschiedliche persönliche Strategien sichtbar. „Für mich ist HIV Privatsache und hat im Job nichts verloren“, sagte eine junge Frau entschieden. Wie sie hat die Mehrheit in der Runde die Infektion im Job für sich behalten. Aber Bemerkungen wie „Ich darf im Moment nicht öffentlich sagen, wo ich arbeite“ ließen erkennen, dass viele am liebsten einfach Klartext reden würden. Dann bräuchte man sich wegen der Arztbesuche nicht immer wieder neue Ausreden einfallen zu lassen. „Die Kollegen bekommen das ja mit und wundern sich vielleicht auch, wenn ich am Arbeitsplatz tagtäglich Tabletten schlucke“, meinte ein Teilnehmer.

Ist HIV ein „Karrierekiller“?

Sich zu outen ist allerdings leichter gesagt als getan, denn schon oft genug hat sich eine offenlegte HIV-Infektion als „Karrierekiller“ erwiesen. So ist bis heute noch nicht überall angekommen, dass das Zusammenarbeiten mit Positiven völlig risikolos ist. Menschen mit HIV wird auch immer wieder unterstellt, sie seien weniger leistungsfähig und häufiger krank als andere Beschäftigte – und damit eine Last fürs Kollegium. Selbst bei Betriebsärzt(inn)en herrscht hier oft große Unsicherheit. Dabei sind heute dank wirksamer HIV-Medikamente zwei Drittel aller Positiven erwerbstätig. Und weil HIV im Joballtag nicht übertragbar ist, gibt es für Menschen mit HIV auch keine Arbeitsbeschränkungen – weder in der Lebensmittelbranche noch in der Luftfahrt oder in medizinischen Berufen.



Der Hannoveraner VW-Mitarbeiter Dirk Gäde ist offen schwul und positiv

Foto: Dirk Hetzel

„Nicht jeder hat dafür die Ellenbogen“

Vor Diskriminierung und Mobbing bis hin zu Kündigungen ist man trotzdem nicht gefeit. Oft stecken hinter solchen Reaktionen nicht nur überzogene Infektionsängste: Wer seine Infektion offenlegt, outet (vermeintlich) auch einen „Lebenswandel“ und gibt so Anlass zu moralischer Verurteilung – egal,

ob er tatsächlich schwul ist, Drogen spritzt oder promisk gelebt hat.

„Man braucht schon ein gutes Standing für den offenen Umgang mit HIV“, sagte VW-Mitarbeiter Dirk Gäde auf dem Workshop-Podium. Er hat sich schon vor Jahren geoutet und damit eigentlich recht gute Erfahrungen gemacht. „Sich immer nur zurückzunehmen, macht ja auch krank.“ Manchen Kolleg(inn)en hat er aber auch schon von einem offenen Umgang mit der Infektion abgeraten: „Nicht jeder hat dafür die Ellenbogen. Außerdem macht es einen Unterschied, ob jemand im Marketing beschäftigt ist oder in der Gießerei, wo der Umgang deutlich rauer ist“, erklärte Dirk Gäde. Eine Garantie für ein gelingendes Coming-out gibt es aber wohl nirgends. „Mein gutes Standing hat mir leider gar nicht geholfen“, erzählte eine ehemalige Bankangestellte. „Ich stand trotzdem alleine da – und dann nach acht Monaten auch noch ohne Job.“

Das Coming-out bleibt ein Risiko

In jedem Fall ist Vorsicht geboten – darüber waren sich alle im Workshop einig. Man müsse sich das Betriebsklima genau anschauen und gut abwägen, was für einen selbst besser ist: die HIV-Infektion offenzulegen und eventuelle Anfeindungen in Kauf zu nehmen, oder zu schweigen und möglichst „unauffällig“ zu bleiben, um unangenehme Fragen vorzubeugen. Man solle sich vor allem auch über seine Rechte als Arbeitnehmer/in informieren und sich Unterstützung suchen: durch Betriebsräte, Aidshilfe-Mitarbeiter(inn)en oder auch vertrauenswürdige Kolleg(inn)en. „Man kann sich zum Beispiel erst mal im kleinen Kreis outen und diese Leute bitten, mit ihrem Wissen vertraulich umzugehen“, so ein Vorschlag aus der Runde.

Wie man die Sache auch immer angeht: „Ein positives Coming-out im Betrieb ist immer ein Sprung ins kalte Wasser“, brachte es ein Teilnehmer auf den Punkt. Zum Glück gibt es ja auch immer wieder Beispiele, wo es geklappt hat. Ein Mitarbeiter eines großen Technologiekonzerns



Auch in einem Konzern wie VW müssen HIV-Positive mit Diskriminierung durch Kolleg(inn)en rechnen.

bedauerte sogar, dass er sich nicht schon viel früher geoutet hat: „Das war mein größter Fehler.“ Anders als erwartet reagierte sein Arbeitgeber mit viel Verständnis und Unterstützung. Wie Dirk Gäde ist er nicht der einzige Positive in seinem Unternehmen – aber sie sind die einzigen, die es offen sagen. Eine Teilnehmerin sah sich dadurch zu einem kleinen Schritt nach vorn ermutigt, indem sie sich als HIV-positive Kollegin einer VW-Niederlassung zu erkennen gab.

Das hätte sie wohl nicht getan, wenn auch nichtinfizierte VW-Beschäftigte der Einladung zum Workshop gefolgt wären. Deren Fernbleiben offenbart aber auch, dass noch viel Engagement nötig ist, um Interesse für die Situation von Menschen mit HIV zu wecken und zu einem solidarischen Miteinander zu kommen – nicht nur in Betrieben, sondern auch sonst in der Gesellschaft.

Werner Bock

Vielfalt in der Selbsthilfe Wie viel Gemeinschaft ist möglich?

Drei Thesen der Workshop-Leiterin
und Sozialwissenschaftlerin Hella von Unger

Die Positiven-Selbsthilfe zeichnet sich durch eine ausgeprägte Vielfalt aus – im Hinblick auf Lebensentwürfe, Sexualitäten, soziale Schichten, Sprachen, Herkunftskulturen, Krankheitsbilder und vieles mehr. Allerdings stellt sich die Frage: Ist dies ein Miteinander in der Vielfalt oder eher ein Nebeneinander? Vielleicht sogar ein Gegeneinander?

These 1: Vielfalt ist euere Stärke

Grundsätzlich lebt die Selbsthilfe von einer produktiven Spannung zwischen Gemeinsamkeit einerseits und einer gewissen Vielfalt der Mitglieder andererseits. Die Verschiedenheit ist durchaus bereichernd, weil andere Menschen in einer ähnlichen Situation möglicherweise (schon) andere Erfahrungen gemacht haben, die ich selbst (noch) nicht gemacht habe, die aber für mich wertvoll sind. Das heißt: Selbsthilfe beinhaltet Vielfalt und profitiert davon. Es ist die jeweils passende Kombination von Gemeinsamkeit und Vielfalt, die Selbsthilfe so hilfreich und attraktiv macht.

*Wir sollten nicht vergessen:
„Wir haben immer mehr Gemeinsames als Trennendes.“*

Tim

These 2: Vielfalt ist euer Problem

Vielfalt wirft zugleich auch Probleme auf: Wenn die Lebensentwürfe zu weit auseinander liegen, verschiedene Sprachen gesprochen werden, etc. kann es schwierig werden, zusammenzufinden, Vertrauen aufzubauen und Verständigung zu ermöglichen. Dass sich in der Geschichte der Aidshilfen unterschiedliche Selbsthilfe-Strukturen herausgebildet haben, hat ja seinen Grund. In den Sozialwissenschaften hat Pierre Bourdieu mit dem Begriff des Habitus beschrieben, wie

„Unsere Vielfalt ist unsere Stärke. Es ist wichtig, dass wir trotz aller Unterschiede, die uns trennen - miteinander arbeiten und unsere Kräfte bündeln.“

Kelly Cavalcanti

sich unsere Sozialisation in einer bestimmten sozialen Schicht in unser Denken und Fühlen einschreibt. Diese Prägung beinhaltet Überzeugungen und Werte und kann nicht einfach abgelegt werden. Vielfalt kann daher auch problematisch sein, insbesondere im Hinblick auf gemeinsame politische Positionen. Denn es ist wenig realistisch, dass auf einmal

Mittelschichts-Deutsche mit Migrant(inn)en in Fragen von Aufenthaltsrecht solidarisch sind oder heterosexuelle Migrant(inn)en mit schwulen Männern in Fragen sexueller Gleichstellung, nur weil sie über den gleichen Serostatus verfügen.

These 3: Gemeinschaft ist unwahrscheinlich, aber möglich

Daher scheint es unwahrscheinlich, dass die verschiedenen Gruppierungen in der Positiven-Selbsthilfe eine Gemeinschaft, eine „HIV-community“, bilden. Andererseits wird in der Forschung immer wieder auf die Vielfalt innerhalb bestehender Gemeinschaften hingewiesen: Keine Gemeinschaft ist homogen. Die Frage ist: Wie kann in der Vielfalt Gemeinschaft erzeugt werden?

Kann es also unter Positiven eine Solidargemeinschaft geben? Ich bin angesichts der großen Verschiedenheit der Gruppen und ihrer sozialen Lagen auf der einen Seite skeptisch. Andererseits weiß ich, dass Gemeinschaften keine starren Gebilde sind, sondern organische Wesen: Sie bilden sich, können geschaffen werden, und sie können auch wieder verschwinden.

Modern Networking

Like, add, tweet – wie nützt Social Media der Selbsthilfe?



Die Entwicklung der sozialen Medien ist rasant, aber auch spannend. Längst haben sich Facebook, Twitter und Co. als Kommunikationskanäle etabliert. Nur, wie gelingt der Einstieg ins Social Web? Wie profitiert das Selbsthilfenetzwerk innerhalb und außerhalb der Community? Und wie kann ich die Instrumente für die Selbsthilfearbeit nutzen?

Ein „Workshop sollte einen Einstieg geben. Ob Mitarbeiterin einer Selbsthilfegruppe, Ehrenamtliche einer Aidshilfe oder Rollenmodell der „ICH WEISS WAS ICH TU“-Kampagne – eine bunte Mischung entschied sich für die Teilnahme. Und eins hatten alle gemeinsam: Eine gewisse Skepsis, Bedenken, aber auch Neugier gegenüber der neuen medialen Welt.

Wie sicher ist mein Facebook-Account? Lohnen sich Blogs in der Selbsthilfearbeit? Soll ich twittern? Mit vielen Fragen tauchte die Gruppe gemeinsam in die Welt von Social Media ein. Blogs erschienen den Teilnehmer(inn)en als ein guter Weg, um insbesondere persönliche Erfahrungen und Erlebnisse im Kontext von HIV zu transportieren.

Danach ging es weg von der Theorie, hinein in die Praxis. Ziel war, eine eigene Facebook-Fanpage von HIV-Positiven für HIV-Positive, deren Zugehörige sowie andere Interessierte zu entwickeln. Das Ergebnis kann sich sehen lassen.

Die Seite www.facebook.com/posithivleben hat mittlerweile fast 200 Fans, ist gut mit anderen Organisationen vernetzt und vermittelt interessante Inhalte rund um das Thema HIV.

Fazit des Workshops: Blogs, aber auch eine gut betreute Facebook-Seite sind wunderbare Instrumente, um eine Zielgruppe zu erreichen, Interesse für bestimmte Themen zu wecken und das eigene Netzwerk zu vergrößern. Denn wer eine Seite „liked“ oder Blogs schreibt bzw. kommentiert, beweist damit bereits eine gewisse Haltung bzw. Meinung zum Thema.

Klar wurde am Ende des Workshops allerdings auch: Eine Facebook-Fanpage oder einen Blog professionell zu betreiben, ist zeitaufwendig, benötigt eine ausgearbeitete Strategie und gute Ideen.

Juliane Böhner



Fotos: Sabine Faber



Pharma und Selbsthilfe – ein ethisches Dilemma?

Die pharmazeutische Industrie zeigt sich gerne spendabel, doch uneigennützig ist deren Sponsoring keineswegs

Foto: Andrea Damm/pixelio.de

„Ich stehe der Pharmaindustrie grundsätzlich skeptisch gegenüber: Denen geht es in erster Linie natürlich um ihren Profit – und nicht darum, was für uns Positive das Beste ist.“

Torsten

Capuccino oder lieber ein Frucht-Cocktail, ein kleiner Reisewecker oder doch lieber Kopfhörer fürs iPhone? Wer einige HIV-Kongresse besucht hat, erlebt diese Art der Zuwendungen durch Pharmaunternehmen fast als Selbstverständlichkeit. Nicht so die Aktivist(inn)en von „MEZIS – Mein Essen zahle ich selber!“, einer Gruppe pharmakritischer Ärzt(inn)en und Ärzte. Auf den Positiven Begegnungen erklärte Dr. Wolfgang Schwinzer die Ziele von MEZIS. Es gehe ihnen darum, ein Bewusstsein zu schaffen, für die vielfältigen Wege der Beeinflussung von Ärzt(inn)en durch die Industrie.

Kleine Geschenke – große Wirkung?

Ob vergünstigte Praxissoftware mit Pharmawerbung, die Finanzierung einer Kongressteilnahme oder Studien, sogenannten Anwendungsbeobachtungen, die nur deshalb durchgeführt werden, um Ärzten eine Sondervergütung zukommen zu lassen – für MEZIS geht es stets darum, mögliche Beeinflussungen ärztlicher Therapieentscheidungen offenzulegen.

Für Patient(inn)en, das zeigte der Workshop, ist es da nicht immer leicht zu erkennen, wann Ärzte beeinflusst werden. „Der mündige Patient ist doch ein Wunschtraum“, so ein Workshopteilnehmer. In der Regel sei es enorm schwer, einem Arzt bei der Medikamentenauswahl zu widersprechen, da das entsprechende Fachwissen fehle. Noch schwerer erscheint es, den Einfluss der Industrie auf die Selbsthilfe zu bewerten.

Lebhaft diskutierten die Workshop-Teilnehmer(inn)en die Frage, welche ethischen Standards sich Aidshilfe und Selbsthilfe geben sollte, um den „Verlockungen“ der Industrie etwas entgegenzustellen. Siegi Schwarze berichtete von seiner Funktion als Patientensprecher bei der Europäischen Zulassungsbehörde EMA. Bekommt ein/e Gremienvertreter/in in der EMA beispielsweise die Reisekosten über ein Unternehmen finanziert, so darf der bzw. die Betreffende bei Entscheidungen im betroffenen Indikationsgebiet nicht mehr abstimmen.

Leitlinien für den Umgang mit Sponsoren

So weit wollten die PoBe-Workshopteilnehmenden nicht gehen. Gefordert wurde aber, dass Selbsthilfevertreter/innen bei Unterstützung durch die Pharmazeutische Industrie ein hohes Maß an Transparenz wahren müssen. Wenn es um die Förderung von Projekten geht, sollten diese nie von nur einem Unternehmen alleine finanziert werden. Des Weiteren sei es wichtig, eigene Leitlinien für den Umgang mit Sponsoren zu entwickeln. Insgesamt, so das Resümee des Workshops, soll die Zusammenarbeit mit der Industrie nicht aufgegeben werden. Es gälte jedoch, die Sensibilität für Korruption und Einflussnahme zu schärfen und auch gesetzliche Lösungen, wie ein wirksames Antikorruptionsgesetz zu fordern. Dann, so einzelne Workshopteilnehmende, könnten sie sich sogar eines Tages ein werbefinanziertes Programmheft für die Positiven Begegnungen vorstellen.

Steffen Taubert

Zwischen den Stühlen

Welchen Platz haben HIV-Negative in der positiven Community?
Sind sie nur geduldet oder tatsächlich auch erwünscht?



Fotos: Rainer Sturm/pixelio.de

„**N**egativ und dann auch noch hetero, was hast du denn mit Aids zu tun?“ Diese Frage, erzählt DAH-Vorstand Sylvia Urban in der Workshop-Runde, habe sie sich schon einige Male anhören müssen. Solche Momente des Unverständnisses, aber auch der eigenen Unsicherheit erleben HIV-Negative und Nicht-Getestete, die sich in der positiven Community engagieren, häufiger.

„Ich fühle mich immer ein bisschen zwischen den Stühlen“, bringt eine Teilnehmerin des Workshops „HIV-Negative in der positiven Community?“ ihre latente Unsicherheit auf den Punkt. Entscheidet allein der HIV-Status-Status darüber, welche Rolle und welcher Platz HIV-Negativen und Nicht-Getestete in Aids-Hilfe zugestanden wird?

Schließlich sind auch die Partner/innen von HIV-Positiven gleichermaßen von Ausgrenzung betroffen, wie einige Teilnehmer/innen berichteten.

Auch HIV-Negative erleben eine Stigmatisierung

Schon die Nähe zum Thema macht offensichtlich denjenigen Menschen Angst, die meinen, HIV völlig aus ihrem Leben heraushalten zu können. Freunde ziehen sich zurück, der sexuelle Bannstrahl trifft auch HIV-Negative, wenn sie mit Positiven zusammen sind. Das knüpft nicht nur an die Erfahrungen der im Medizinbetrieb Tätigen der frühen Tage an, die Schwierigkeiten bei der Wohnungssuche hatten, wenn sie ihren Tätigkeitsbereich nicht geheim hielten. Es bestätigt auch die Erfahrungen aus dem Bereich psychischer Erkrankungen, wonach die Stigmatisierung das gesamte Familiensystem mit voller Wucht trifft.

„Mir ist wichtig, dass mein engstes Umfeld mit in der Selbsthilfe verankert ist. Negative haben deshalb eine starke Berechtigung mit dabei zu sein.“

Workshop-Teilnehmer Ernst-Otto

Manche HIV-Negative nehmen sich in Diskussionen zurück, weil sie meinen, ohne die Erfahrung eines positiven Testergebnisses nicht wirklich mitreden zu können. Manche Positive glauben, sie hätten einzigartige Leidenserfahrungen, die Negative nicht wirklich nachvollziehen könnten. Beide Haltungen konnten so nicht unwidersprochen bleiben, da sowohl negative als auch positive Teilnehmer/innen die Ansicht vertraten, dass die Nähe zum Thema das entscheidende Kriterium zur Mitsprache sei, nicht das Testergebnis. Eine „Isolierung“ der nicht infizierten Angehörigen würde diese von möglichen Ressourcen in der Bewältigung des Stigmas abschneiden. Dies kann nicht gewünscht sein. Deshalb sollte die Diskriminierungs- oder Außenseitererfahrung, die gemeinsame Bewältigung von Brüchen in der Biografie entscheidender sein als ein Laborwert.

Begegnung auf Augenhöhe

Die nicht positiv Getesteten forderten wiederum auf, auch ihre Ängste ernst zu nehmen. Um sie abzubauen, bedarf es der Kommunikation, möglicherweise auch trotz einer Viruslast unter der Nachweisgrenze. Umgekehrt fühlen sich manche Positive in einem Grade verantwortlich, dass für eigene Entscheidungen der Partner/innen kaum Raum bleibt. Wenn eine Begegnung auf Augenhöhe das Ziel der Aktivitäten von Aidshilfe sein soll, müssen die entsprechenden Räume für den serodiskordanten Diskurs zur Verfügung gestellt werden.

Nur so kann realisiert werden, dass die Unterschiede eher marginal sind, sie aber einer kommunikativen Bewältigung bedürfen.

Nach außen hin könnten nicht positiv getesteten Partner/innen außerdem glaubwürdiger vermitteln, dass man vor Sex mit Positiven keine Angst haben muss.

Foto: Dirk Hetzel

Schaut man genauer hin, was den Menschen die Probleme bereitet, dann sind es zu einem gewichtigen Teil die falschen Bilder und Vorstellungen, die in unserer Gesellschaft von

HIV und seiner Übertragung existieren. Zuschreibungen des Drogenkonsums und der Ausschweifung und die Vorstellung einer leichten Übertragbarkeit einer tödlichen Erkrankung.

Zusammenfassend kann nur festgestellt werden, dass weiter an den Bildern von HIV gearbeitet werden muss. Dazu muss ein respektvoller Umgang gefördert werden, der Ängste zulässt, da sie nur so bearbeitet und aufgelöst werden können.

Bernd Aretz /Karl Lemmen



HIV-Negative bzw. Nicht-Getestete sind sowohl Teil der Aidsbewegung, wie auch Teilnehmende bei den „Positiven Begegnungen“.

Veränderung mitgestalten

Neue Strukturen und Konzepte
für eine zeitgemäße Form der Selbsthilfe



Foto: Sabine Faber

„Ich hatte das Gefühl, dass wir in diesen Tagen zwar manchmal kontrovers, aber immer offen diskutiert haben und die verschiedenen Gesichtspunkte für unser gemeinsames Ziel zusammengefügt haben. Das war ein super demokratisches und schönes Gefühl.“

Marcel

Das Motto der diesjährigen Positiven Begegnungen hätte kaum treffender gewählt sein können. „Bewegen – Gestalten – Entscheiden“ – das war nicht nur als allgemein aufmunternder Leitspruch zu verstehen. Vielmehr sollten beim zentralen Konferenzthema nicht weniger als die Strukturen der Selbsthilfe auf den Prüfstand und Weichen für die Zukunft gestellt werden.

Keine kleine Aufgabe also, die man sich da vorgenommen und für deren Bewältigung die Vorbereitungsgruppe ein umfangreiches Workshop-Programm konzipiert hatte. Das überaus Erfreuliche: Die Aussicht auf knallharte Verbandsarbeit und intensive Strukturdebatten war keineswegs abschreckend. Über 80 Teilnehmer/innen nahmen die Chance wahr, aktiv an der Umstrukturierung der Selbsthilfe mitzuarbeiten und zu dem überaus produktiven Ergebnis beizutragen.

„Der Prozess der Neugestaltung der Selbsthilfe ist noch nicht überall durchgedrungen. Es steht die Angst der Netzwerke im Raum, dass sie abgeschafft werden könnten. Die Botschaft geht an den Vorstand der DAH, der nun mit dieser Angst umgehen muss.“

Michael

Mehr Durchschlagkraft durch gebündelte Kräfte

Dass die derzeit bestehenden Strukturen den veränderten Bedingungen des Lebens mit HIV nicht mehr gerecht werden, darüber waren sich die Teilnehmer/innen im ersten der fünf Workshops schnell einig.

Eine rein zielgruppenspezifische Arbeit empfanden die meisten nicht mehr als zeitgemäß.

In den sechs von der Deutschen AIDS-Hilfe geförderten Selbsthilfenetzwerken würde allzu oft parallel zu den gleichen Themen diskutiert. Untereinander fände zu wenig Kommunikation statt. „Das ist wenig effizient“, so die Diagnose

der Vorbereitungsgruppe der PoBe, die von den Teilnehmer/innen vielfach bestätigt wurde. „Es ist manchmal schon sehr frustrierend, wie wenig man deshalb erreicht“, formulierte beispielsweise ein Mitglied des Frauennetzwerks diese latente Unzufriedenheit. Gerade für die Arbeit an wichtigen Themen seien deshalb Zusammenschlüsse notwendig, um mehr Durchschlagkraft zu erreichen.

„Auf der Ebene der politischen und strukturellen Interessenvertretung müssen wir unsere Kräfte bündeln um schlagkräftiger und stärker zu werden sagte Heike Gronski, HIV-Referentin der DAH.

Mehr politischer Einfluss für die Selbsthilfe

Dringend überarbeitungsbedürftig sind auch die Beteiligungsformen. Die jetzigen Strukturen,

so die Kritik, seien unattraktiv und nicht am Puls der Zeit. Berufstätige mit wenig Freizeit beispielsweise haben bislang wenig Möglichkeiten, sich aktiv einzubringen. Hier sahen die Workshop-Teilnehmer/innen dringenden Bedarf an vielfältigeren und insbesondere internetgestützten Möglichkeiten der Mitarbeit, um möglichst viele Menschen zu einer aktiven Interessenvertretung zu motivieren.

Das Ziel der Umstrukturierung wurde schließlich kurz und bündig in einem Satz zusammengefasst: „Wir wollen mehr politischen Einfluss für die Selbsthilfe, eine größere Solidarität zwischen den Gruppen und neue Beteiligungsformen.“ Wie diese Ziele erreicht werden können, das wurde schließlich mit reger Beteiligung, vielen konstruktiven Vorschlägen, einem Hauch Aufbruchstimmung und manchmal auch mit

erhobenem Zeigefinger erarbeitet. Man schaute über den Tellerrand, wog Für und Wider ab, deckte Defizite in der bisherigen Zusammenarbeit auf, äußerte ehrliche Bedenken, nahm sich gegenseitig Ängste, zeigte Einsicht und stellte sich aber auch Konfrontationen. Kurzum: Es war tatsächlich ein hartes Stück Arbeit und bisweilen wurde auch recht hitzig diskutiert. Doch all diese Mühen haben sich gelohnt: Am Ende der Workshopreihe stand tatsächlich ein optimiertes Konzept für eine zeitgemäße Selbsthilfe.

Die Befürchtungen einiger Workshop-Teilnehmer/innen, ihre Netzwerke könnten durch die Umstrukturierung abgeschafft werden, konnten ausgeräumt werden.

Zukünftig wird es aber neben den Netzwerken und auch themenspezifische Themenwerkstätten geben, die sich an alle Zielgruppen wenden.

Und an wichtigen Themen, die es zu diskutieren gilt, mangelt es in der Selbsthilfe keineswegs. Das zeigte sich beim Abschlussplenum, als Themen für diese noch zu gründenden Themenwerkstätten gesammelt wurden. Sie reichen von Arbeit bis Versorgung im Alter. (siehe unten stehenden Kasten). Beteiligten können sich daran Interessierte aus sämtlichen Communities, um so Kräfte und Ideen zu bündeln.

Wir dürfen gespannt sein, welche Zwischenberichte und Erfolge die Themenwerkstätten bei den Positiven Bewegungen 2014 präsentieren und ob in zwei Jahren neue Themen generiert und Gruppen dazu gebildet werden – ganz im Zeichen einer dynamischen und modernen Selbsthilfe, die so nah wie möglich an der Lebenswirklichkeit der Menschen agiert.

Lisa Schulz

„Ich war überrascht, wie konstruktiv und ohne das erwartete Gezänk die Workshops abliefen – und wie groß der Wunsch nach Neuem war, ohne das bereits Bestehende komplett über Bord zu werfen.“

Thorsten

Werkstatt 1: Werkzeuge, Arbeitsformen, Methoden und Kommunikationsformen für die Selbsthilfe

Mit den „positiven stimmen“ kam bereits eine innovative, sehr erfolgreiche Methode mit viel Beteiligung zur Anwendung. Andere neue Methoden warten noch auf ihre Erprobung. Moderne Kommunikationsformen können ausgebaut und die Vernetzung gestärkt werden. Auch der Dialog zwischen den Generationen sowie mit An- und Zugehörigen kann in dieser Themenwerkstatt in den Fokus rücken.

Werkstatt 2: Die HIV/Aids-Geschichte

Die Geschichte von HIV/Aids und der Positiven-Selbsthilfe zu kennen und zu verstehen, hilft dabei, andere zu verstehen und solidarisch zu sein. Angesichts der sich wandelnden Bilder von HIV/Aids und der daraus folgenden Diskussionen und Konflikte zwischen den langjährig Infizierten und den erst seit kurzem mit HIV Lebenden ist es wichtig, sich mit den verschiedenen Phasen der Aids-Geschichte zu beschäftigen. In dieser Themenwerkstatt sollen erste Ansätze erarbeitet werden wie die Geschichte erfahrbar und zugänglich gemacht werden kann.

Werkstatt 3: HIV und Arbeit

Leitfragen dieser Themenwerkstatt lauten: Wie können beim Arbeitgeber und im Kolleg/innen/enkreis unbegründete Infektionsängste und Vorurteile abgebaut werden? Welche Informationen brauchen HIV-Positive, um am Arbeitsplatz selbstbewusst mit ihrer Infektion umgehen zu können? Was muss die Politik gegen Diskriminierungen im Erwerbsleben tun?

Werkstatt 4: Abbau von Diskriminierung im Medizin- und Gesundheitssystem sowie in Sportvereinen

Auch im Gesundheitssystem kommt es immer wieder vor, dass Menschen mit HIV diskriminiert werden – selbst von Ärzten und medizinischem Personal, wie das Projekt „positive stimmen“ ergeben hat. Diese Werkstatt will herausarbeiten, was Menschen mit HIV selbst zur Sensibilisierung und Unterstützung und zum Abbau von Diskriminierung im Gesundheitswesen beitragen kann.

Werkstatt 5: Versorgung von Menschen im Alter und bei Pflegebedarf

Ist das Pflegesystem auf Menschen mit HIV und ihre Lebensweisen vorbereitet? Droht ihnen auch in Alten- und Pflegeheimen Diskriminierung, gegen die sie sich dann womöglich nicht mehr wehren können? Wie Positive im Alter leben wollen und welche strukturellen Veränderungen dafür notwendig sind, soll in dieser Themenwerkstatt erörtert werden.

Werkstatt 6: Der kollektive Umgang mit (verinnerlichter) Stigmatisierung, Schuld und Verantwortung; Kriminalisierung von Menschen mit HIV

Viele Menschen mit HIV geben sich selbst die Schuld an ihrer Infektion oder beschuldigen ihre Sexpartner/innen. Zugleich wird HIV-Positiven die ganze Verantwortung für den Schutz der Nichtinfizierten zugewiesen. All das gipfelt in der strafrechtlichen Verfolgung HIV-Positiver, wenn es zu ungeschütztem Sex gekommen ist. Die Themenwerkstatt hat zum Ziel den Teufelskreis von (verinnerlichter) Stigmatisierung, Schuld, Schuldzuweisung und Kriminalisierung zu durchbrechen und kollektive Gegenstrategien zu entwickeln.

Werkstatt 7: Viruslastmethode, EKAF, Nichtinfektiosität unter Therapie: Wie nennen wir's?

Auch Sex ohne Kondom kann heute Safer Sex sein. Wir sprechen dann von der EKAF- oder Viruslast-Methode oder von Sex bei einer Viruslast unter der Nachweisgrenze – alles viel zu sperrige und auch unklare Begriffe. In dieser Themenwerkstatt soll nach einer griffigen Bezeichnung gesucht werden, die für Alt und Jung, Positive wie Negative klar, verständlich und vielleicht auch sexy ist.

An diesen sieben Themen wollen wir in den nächsten zwei Jahren gemeinsam arbeiten. Dazu wird es erstmals (neben den Netzwerktreffen) Werkstatt-Treffen geben. Diese sind aber nur ein Baustein unter mehreren: Auch in Kleingruppen bei den bundesweiten Positiventreffen, auf einer neuen Kommunikationsplattform (sie wird Anfang kommenden Jahres online gehen) und in enger Zusammenarbeit mit dem Verband sollen die Themen netzwerkübergreifend behandelt werden. Auf diese Weise sollen sich möglichst viele Menschen aktiv in die Diskussion einbringen können. Bei Interesse an der Mitarbeit in einer der Werkstätten, bitte nähere Infos erfragen bei Heike Gronski: heike.gronski@dah.aidshilfe.de oder telefonisch unter 030 – 69 00 87 50.

Abschied von der Virenschleuder

Hat die Viruslastmethode als Safer-Sex-Strategie das Sprechen über Sexualität verändert?

Es begann wie ein Gerücht, hinterrücks und schleichend. Zunächst wurde nur auf Aids-Kongressen, bald darauf schon in den HIV-Schwerpunktpraxen darüber diskutiert. Aber erst Jahre später präsentieren sich nun die neuesten Erkenntnisse der HIV-Prävention, wissenschaftlich abgesichert, im strahlenden Licht: HIV-positive Menschen unter Therapie, deren Viruslast mehr als ein halbes Jahr unter der Nachweisgrenze liegt, sind nicht mehr infektiös.

Bis auf ein kleines Bisschen. Dieses Restrisiko aber ist, wie inzwischen ebenfalls gut nachgewiesen, nicht höher als bei Safer Sex mit Kondomen. Beide Methoden versprechen somit eine Sicherheit von 96-98 %. Wie aber wird die Viruslastmethode das Sprechen über Sexualität verändern?

Die Antwort kann schon deshalb nicht einfach ausfallen, weil diese Erkenntnis sowohl eine kollektive als auch individuelle Reaktion hervorruft. Martin Dannecker fand im PoBe-Workshop für diese vertrackte Situation, in der sich sowohl das HIV-positive Individuum als auch die Community befindet, ein treffendes Zitat aus dem „Faust“: „Die Botschaft hört ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.“

Doch während in Goethes Drama eine wissenschaftlich nicht abgesicherte Behauptung, nämlich die Existenz Gottes, angezweifelt wird, befinden wir uns in einer gegensätzlichen Lage.



Foto: Tomizak/pixelio.de

Für und Wider Kondomgebrauch

Denn wenn wir die Diskussion über die Restrisiken einmal beiseite schieben, so bleibt doch unbestritten: Im Gegensatz zu einem abstrakten Laborbericht zur Viruslast gibt uns die Verwendung eines Kondoms das sichere Gefühl, unser Schicksal im wahrsten Sinne des Wortes selbst in der Hand zu haben. Die Viruslastmethode als eine dem Kondomgebrauch ebenbürtige Schutzmaßnahme zu propagieren, wird allerdings schon deshalb zum Scheitern verurteilt sein, da der Begriff „Safer Sex“ inzwischen so eng mit der Handlungsanweisung „Nur mit Kondom“ verbunden ist.

Auf die Aidshilfe dürfte daher nun die nicht einfache Marketingaufgabe zukommen, einen Begriff zu finden, der den kondomlosen Sex unter den besonderen Rahmenbedingungen zu Safer Sex werden lässt.

Beweggründe für einen früheren Therapiebeginn

Ob die Community sich in Behandelte oder Unbehandelte spalten wird, und Letztere es möglicherweise auch in eigener Entscheidung lange bleiben wollen, wird sich zeigen. Andererseits führen die Erkenntnisse über die Nicht-Infektiösität schon jetzt bei vielen zu einem früheren Therapiebeginn. Die Aussicht, auf das von vielen als ein störendes Element in ihrer Sexualität empfundene Kondom verzichten zu können oder als nicht-infektiöse/r Positive/r in der leidigen Verantwortungsdiskussion leichter eine/n Partner/in finden zu können, dürften ebenfalls Beweggründe für den Therapiebeginn sein.

Als die Eidgenössische Kommission für Aids-Fragen (EKAF) 2008 ihr Positionspapier „HIV-Infektiösität unter einer stabilen und wirksamen anti-retroviralen Therapie“ vorlegte, erhoffte man sich damit auch, zur Entstigmatisierung von Menschen mit HIV beizutragen. Allein: auch denen fehlt

„Ich bin der EKAF dankbar dafür, dass ich neben dem goldenen Weg des Kondoms eine weitere Option für Safer Sex habe. Das hat mein Leben als HIV-positiver Mann verändert.“

Tim

oft der Glaube. Wer sich jahrzehntelang für eine Virenschleuder hielt und dies auch unverhohlen außerhalb seiner warmen Nische Aidshilfe/Selbsthilfe gespiegelt bekam, hat sich eingerichtet. Denn, radikal formuliert: Zwischen dem Image des Opfers hin zum/zur möglicherweise attraktiven Sexpartner/in liegt ein gewaltiger Schritt.

Ist die wissenschaftliche Erkenntnis, Sex mit Kondom sei genauso sicher, wie Sex mit einem/einer Positiven unter der Nachweisgrenze, wirklich gleichzusetzen mit dem Satz: „Ich bin nicht mehr infektiös?“

Restrisiko und Restnichtvertrauen

Für serodiskordante Beziehungen wiederum eröffnen sich neue Glücksmomente, aber auch Konfliktfelder. Was die einen als Hoch-Zeit ihrer Beziehung feiern mögen, nämlich endlich eindringen und sich verströmen zu können, mag für andere Paare zu einem Problem werden. Denn was ist mit dem Restrisiko und dem Restnichtvertrauen?: „Ich habe Angst vor einer Infektion.“ – „Nein, Du hast Angst vor mir, und dabei tue ich doch alles, dass es keinen Grund zur Angst mehr gibt.“

Welches Fazit ziehen wir also aus der bisherigen Diskussion? Die Erkenntnisse zur Nicht-Infektiösität werden nicht aufzuhalten sein. Aber bis dieses Wissen auch unser Handeln bestimmt, wird noch einige Zeit vergehen.

Clemens Sindelar

„Wir bestimmen die Bilder!“

Wer sich als Positive/r in die mediale Öffentlichkeit wagen will, braucht Mut – und Erfahrung im Umgang mit den Medien

Interview mit dem Video-Journalisten und Workshopleiter Nicholas Feustel.

Mit welchen Erwartungen kamen die Teilnehmenden zu deinem Medien-Trainingsworkshop?

Nicholas Feustel: Die Hintergründe der einzelnen waren sehr unterschiedlich. Einigen war der Umgang mit der Presse bereits vertraut, weil sie zum Beispiel schon als Rollenmodell bei Kampagnen mitgewirkt haben, andere hatten noch überhaupt keine Medienerfahrung. Gemeinsam war der Wunsch, ihre Geschichte erzählen und damit an die Öffentlichkeit treten zu wollen. Ein wichtiges Thema für alle war, welche Rechte ich als Interviewpartner/in habe, und wie ich mich gegebenenfalls gegen eine unliebsame Berichterstattung wehren kann.

Was sollten Menschen bedenken, bevor sie sich auf Interviews einlassen?

Wir haben im Workshop festgestellt, dass es sehr sinnvoll ist, sich zuvor selbst einige Fragen zu stellen: Warum will ich an die Öffentlichkeit gehen? Welche Ziele verfolge ich damit und daraus folgernd: Über welche Themen will ich sprechen, und welche persönlichen Aspekte möchte ich öffentlich lieber nicht diskutieren? Der oder die Betreffende sollte bei einem Interview auf jeden Fall auch den Mut haben, zu sagen: Darüber will ich nicht sprechen.

Dennoch bleibt die Gefahr, dass ein Journalist zum Beispiel Zitate aus dem Zusammenhang nimmt und reißerisch aufbereitet.

Es empfiehlt sich daher, sich vorher über die jeweiligen Journalist(inn)en zu informieren, wie auch über die Publikation, für die das Interview gedacht ist. In diesem Zusammenhang wünschten sich die Teilnehmenden eine professionelle Begleitung in der Medienarbeit, um beispielsweise Interviewsituationen zu trainieren und auch bei der Entscheidung zu helfen, ob eine bestimmte Zeitung seriös ist oder man deren Interviewanfrage lieber ablehnen sollte.

Im Workshop wurden auch Interviewsituationen vor der laufenden Videokamera durchgespielt. Wie haben die Teilnehmenden dieses praktische Training erlebt?

Diese Kameraübungen haben natürlich allen Beteiligten sehr viel Spaß gemacht. Alle schlüpfen sowohl in die Rolle des Interviewenden wie in die der Interviewten. Dabei wurden dann bewusst auch solche Fragen gestellt, auf die man lieber nicht antworten möchte, um auch diese brenzligen Momente einmal durchzuspielen. Diese Übungen waren für alle sehr aufschlussreich, denn die Situation vor einer Kamera ist eben doch eine grundsätzlich andere, als wenn man locker in einer Runde plaudert.

Interview: Axel Schock



Die eigene Geschichte erzählen: Videotraining für ein Fernsehinterview.

Foto: Sabine Faber

Der Baum der Erinnerung



Auch auf diesen Positiven Begegnungen wurde die Tradition fortgeführt, einen besonderen Ort der Erinnerungen an die Verstorbenen zu widmen. Jean-Luc Tissot hatte dazu einen Baum direkt am Haupteingang der Ostfalia mit buddhistischen Trauerfahnen geschmückt und mit einer kleinen Mauer aus losen Backsteinen umsäumt. In diese Ziegel konnten Zettel mit Namen oder auch Botschaften an verstorbenen Freunde und Angehörige gesteckt werden.

„Wir hatten noch nie einen Ort der Erinnerung und Trauer, der so lebendig und mitten unter uns war.“

Sigrun

Der Trauerbaum wurde zu einem farbenfrohen Ort der Besinnung, der Erinnerung und der Gemeinschaft.

Foto: Dirk Hetzel/Sabine Faber

Auf die Straße!

PoBe meets Wolfsburg: Die Demonstration gegen Diskriminierung von Menschen mit HIV war ein besonderer Höhepunkt der Konferenz



Foto: Sabine Faber



Foto: Martin Westphal

Rund 200 Kongressteilnehmer_innen haben sich getraut und haben mit der Demonstration ein Zeichen gegen Diskriminierung und der Strafbarkeit der HIV-Übertragung, die den Positiven einseitig die Verantwortung zuschreibt.

Irgendwie ist es immer noch etwas Besonderes, für die eigenen Rechte als HIV-Positiver demonstrieren zu gehen. Man sieht mir auf den ersten Blick nichts an und mir ist bisher auch nichts Schlimmes passiert – persönlich ist es für mich also eher ein abstrakter Grund, mich bei den Wolfsburgern zu beschweren. Trotzdem regt sich in mir das Gefühl, es tun zu wollen. Wolfsburg ist ein guter Ort, dieser gefühlten Pflicht etwas nachzukommen.

Wir gehen sehr artig durch das mäßige Einkaufstreiben eines kleinstädtischen Samstagmorgens. Die Menschen bleiben stehen, drehen sich um – und fragen sich, was das ist, das da durch ihre friedliche Innenstadt schreitet, und ein wenig auch worum es geht. Wie die meisten Menschen in Deutschland wissen die Wolfsburgern nur wenig über HIV. Die Lebenspraxis mit dieser chronischen Erkrankung ist ihnen fremd.

Irgendwann spüren wir Demonstrant(inn)en, dass wir nicht mit Steinen beworfen werden und auch keine offene Feindseligkeit aufkommt. Meine Anspannung legt sich. Der Auftritt der gutaussehenden Ortpolizei ist daher sehr unterhaltend.

Wir beginnen mit einzelnen Wolfsburgern(inne)n zu reden und erklären ihnen unsere Anliegen, da diese oft nicht erkennen worum es uns überhaupt geht. Hier müssen wir noch Kommunikationsformen entwickeln, die auch am Samstag in einer deutschen Kleinstadt funktionieren. Auf beiden Seiten bleibt man meist höflich.

Für mich war es gut zu demonstrieren, weil es wieder einmal ein Schritt zur Überwindung meiner eigenen Ängste war – ich habe es ja überlebt ... und fühle mich etwas wie der junge Che.

Roland Berg

„Wir können stolz auf uns sein“

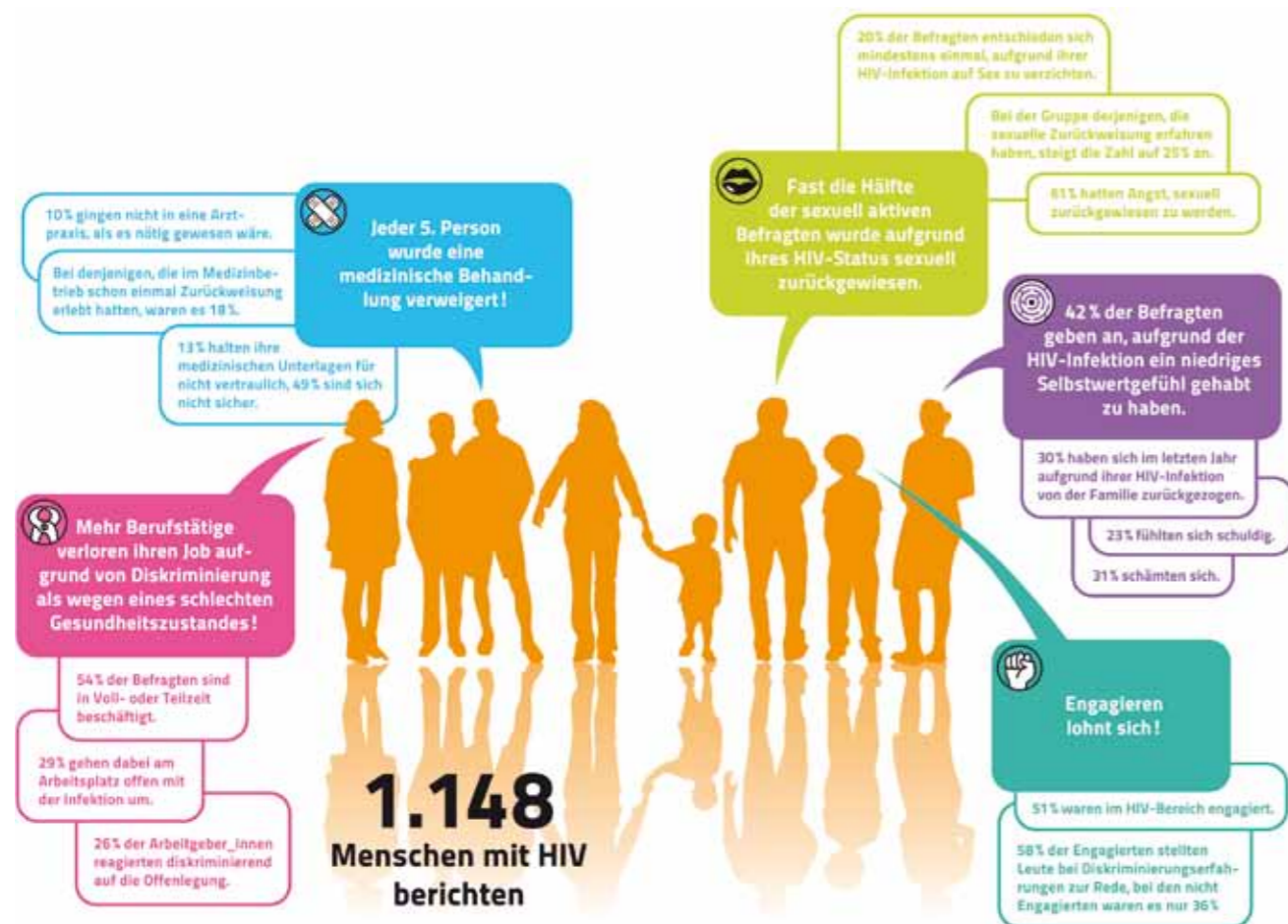
Michèle



Fotos: Sabine Faber

Fragen und Zahlen

1.148 Interviews wurden für das Projekt „positive stimmen“ von Positiven mit anderen Positiven geführt – und in Wolfsburg die Ergebnisse lebhaft diskutiert.



Welche Erfahrungen machen HIV-positive Menschen in Deutschland mit Stigmatisierung und Diskriminierungen im Alltag, Beruf und Gesundheitswesen? Um dies zu erkunden, befragten für das Projekt „positive stimmen“ rund 40 „positive“ Interviewer/innen andere HIV-Positive aus den unterschiedlichsten Communities – und erhielten erstaunlich offenherzige, zum Teil auch erschütternde Antworten. Mit der Auswertung dieser 1148 Interviews liegen nun zum ersten Mal umfangreiche und

aussagekräftige Daten zur Lebenssituation von Menschen mit HIV in Deutschland vor.

Es waren zum Teil bedrückende Ergebnisse, die in den Workshops zu engagierten Diskussionen führten etwa über den Umgang von Ärzt(inn)en und Pflegepersonal mit dem Thema HIV/Aids, aber auch über kreative Formen der Selbsthilfe.

Was das Gesundheitssystem angeht, so machten zwei Ergebnisse besonders betroffen: 10% der Interviewten hatten im zu-

„Für mich hat das Projekt ‘positive stimmen’ viel verändert: Ich bin im Umgang mit meiner Infektion kämpferischer und offener geworden.“

Harald

„Menschen, die in medizinischen oder pflegerischen Berufen arbeiten, sind aufgrund ihres Selbstverständnisses gegenüber Kritik an ihrem diskriminierenden Verhalten sehr resistent. Ihrem Verständnis nach machen sie alles richtig.“

Workshopteilnehmerin

rückliegenden Jahr aufgrund schlechter Erfahrungen mindestens einmal den notwendigen Arztbesuch gescheut. Noch erschreckender: 20 Befragte wurden aufgrund ihrer HIV-Infektion zur Sterilisation genötigt. Selbst aus Einrichtungen, die über reichhaltige Erfahrung im Umgang mit HIV und Aids verfügen, werden immer wieder Fälle von Diskriminierung bekannt. Der Fall von HIV-positiven Wöchnerinnen, die auf gesonderte Stationen verlegt wurden, stand in der Diskussion exemplarisch für viele. „Ich finde es schlimm, wenn Säuglinge mit Handschuhen angefasst werden, und dies sogar in HIV-Schwerpunkt-Kliniken. Ärzte sollten es eigentlich besser wissen!“, brachte eine Teilnehmerin den Unmut auf den Punkt. Schulungen und Aufklärungsveranstaltungen für Gesundheitsfachkräfte, so die einhellige Meinung der Workshop-Teilnehmer/innen, seien deshalb unabdingbar.

Die Angst vor dem Kontrollverlust

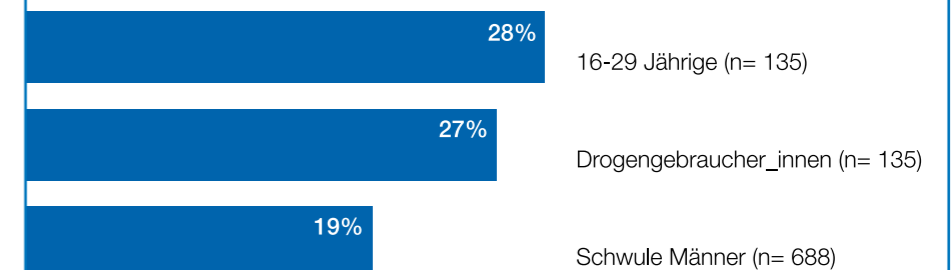
Die Gründe, warum Menschen ihren HIV-Status verheimlichen, sind vielfältig. Alle haben aber eines gemeinsam: Die Angst, die Kontrolle darüber zu verlieren, wer letztlich über die Infektion Bescheid weiß. Viele erleben diesen Zustand als äußerst belastend. „Ich lebe bewusst im Untergrund, und leide auch darunter!“, schilderte ein Workshopteilnehmer seine Situation.

Manche fürchten, dass durch ihr Coming-out beispielsweise Familienmitglieder ausgegrenzt werden könnten. Ein Teilnehmer beschrieb dies sehr eindringlich: „Ich möchte meinen Kindern nicht zumuten, dass sie wegen meiner HIV-Infektion Probleme bekommen.“

Die Befragung zeigte auch, dass eine verinnerlichte Stigmatisierung drastische psychische Folgen haben kann. Rund die Hälfte der Interviewten litt unter einem geringen Selbstwertgefühl, 75% fühlten sich im zurückliegenden Jahr aufgrund ihrer HIV-Infektion traurig oder deprimiert, fast ein Viertel dachte aufgrund der Lebenssituation sogar über einen Freitod nach.

Sexualität

20% entschlossen sich im letzten Jahr, aufgrund von HIV keinen Sex zu haben.



Auch Positive diskriminieren andere Positive

Dass Menschen mit HIV Erfahrungen mit Diskriminierung und Stigmatisierung machen, bedeutet leider nicht, dass sie sich gegenüber anderen HIV-Infizierten stets solidarisch und korrekt verhalten. In den Interviews wurden vielmehr Diskriminierungen durch andere HIV-Positive beispielsweise wegen der Herkunft, des Infektionszeitpunkts, Infektionsweges oder auch wegen anderer Krankheiten geschildert. Ein Interviewpartner drückte es folgendermaßen aus: „Es wäre schön, wenn ein Plus wirklich verbindet. So ist es aber leider nicht. Im Zweifelsfall ist sich jeder selbst der nächste und die schlimmen Erfahrungen, die man im Rahmen seiner HIV-Erkrankung gemacht hat, spielen keine Rolle mehr!“

Einige Migrant(inn)en bestätigten die Erfahrung, dass sie Diskriminierungen angesichts ihrer Häufigkeit bereits widerspruchslos als Normalzustand hinnehmen. Hier müssen alle Beteiligten sensibler werden!

Sich zu engagieren, bedeutet: sich selbst zu stärken

Die Frage, wie es mit dem Projekt „positive stimmen“ weiter geht, liegt (auch) an uns Positiven. Neben den geplanten Aktivitäten der Deutsche AIDS-Hilfe, kann und soll sich jede/r Interessierte zum Thema „Abbau von Stigmatisierung und Diskriminierung“ engagieren. Einzelne Interviewer(inn)en, aber auch Teilnehmer/innen der „positiven stimmen“-Seminare haben dazu bereits erste Ideen entwickelt. Darüber hinaus wird sich eine Werkstatt zum Thema „Werkzeuge der Selbsthilfe“ gründen, die in den kommenden zwei Jahren weitere Strategien erarbeiten wird.

Holger Pauly

„Die Zahlen zur Stigmatisierung im Gesundheitsbereich sind erschreckend. Sie zeigen aber auch: Menschen, die sich engagieren, lassen sich nicht so einfach stigmatisieren, sondern stellen die Leute zur Rede. Das bestätigt mich in dem, was wir hier tun und dass es wichtig ist, diesen Weg zu gehen.“

Angelika



www.positive-stimmen.de

„Dieses Engagement hatte ich nicht erwartet“

Melike Yildiz, Mitglied des Projektbeirates von „positive stimmen“, zieht Bilanz und schaut in die Zukunft

Was waren eure wichtigsten Aufgaben im siebenköpfigen Projektbeirat?

Melike Yildiz: Wir haben alle Schritte des Projektes gemeinsam besprochen und auch die Empfehlungen für die Zeit danach mitentwickelt. Unsere wichtigste Aufgabe war meines Erachtens, als erste Multiplikatoren die Idee von „positive stimmen“ in die Communities hinein zu verbreiten, um so Menschen als Interviewer/innen und auch für Interviews zu gewinnen. Das war sehr viel Arbeit.

Haben sich die Mühen gelohnt?

Ich bin mit dem Erfolg sehr zufrieden. Menschen mit Migrationshintergrund sind oft nicht so zugänglich, hier aber haben sie sich in großer Zahl beteiligt.

Woran lag dass?

Weil das Projekt sehr stark auf Vertrauen aufgebaut ist und Interviewer und Interviewte gleichermaßen einen Migrationshintergrund hatten und sich so auf einer gemeinsamen Ebene trafen. Da musste man nicht mehr groß erklären, was beispielsweise „Residenzpflicht“ bedeutet.

Was hat dich persönlich am meisten überrascht?

Dieses Engagement und diese Menge an Interviews hatte ich wirklich nicht erwartet, und auch, wie offen die Leute über ihre Situation gesprochen haben. Das Projekt war zumindest in meiner Community überall Gesprächsthema: „Hast du dich schon interviewen lassen? Mach das, das ist wichtig!“

Waren Ergebnisse ebenso überraschend oder haben sie eher deinen bestehenden Eindruck bestätigt?

Bestätigt wurde meine Vermutung, dass Migrant(inn)en, zumindest jene, die sich an den Interviews beteiligt haben, im Durchschnitt eine gute Ausbildung haben und erwerbstätig sind. Das Klischee, dass Migrant(inn)en in bildungsfernen Zusammenhängen leben, trifft zumindest hier nicht zu. Die meisten der Teilnehmer/innen sind in Netzwerken oder anderweitig mit anderen verbunden. Das zeigt, wie wichtig diese Netzwerke sind. Ohne sie wäre auch dieses Projekt nicht zustande gekommen. Die zweite wichtige Erkenntnis ist eher traurig, nämlich wie viele Männer und Frauen Zwangssterilisationen und Zwangsabtreibungen erleiden mussten. Das übersteigt einfach mein Vorstellungsvermögen.

Wie soll es mit dem Projekt nun weitergehen?

Es sollte auf alle Fälle weitergeführt werden, nun aber mehr mit Augenmerk auf die Menschen und deren Geschichte, die hinter diesen Zahlen stecken. Ich weiß nun zum Beispiel, dass 3% der Interviewten zu Sterilisationen gezwungen wurden. Nun möchte ich gerne erfahren: Wer ist dafür verantwortlich? In welchen Zusammenhängen ist das passiert?

Zum anderen möchte ich, dass wir mit den nun gewonnenen Zahlen auch politisch arbeiten. Sie bilden eine gute Basis, aus der heraus wir zum Beispiel die Probleme in der Gesundheitsvorsorge erkennen, aber auch konkrete Forderungen an die Politik stellen können.

Interview: Axel Schock

Wie sag' ich's meinem Kind?

Manuela ist glücklich, dass sie sich trotz HIV ihren Kinderwunsch erfüllen konnte. Doch nun muss sie den richtigen Zeitpunkt und Weg finden, ihrer Tochter von der Infektion zu erzählen.

„Warum haben Sie eigentlich keine Kinder?“ Die Frage ihrer Vertrauensärztin traf Manuela aus heiterem Himmel. Mit dem Thema hatte sie eigentlich schon lange abgeschlossen. Über zehn Jahre war der Gedanke an eigene Kinder tabu, seit Manuela Anfang der neunziger Jahre erfahren hatte, dass sie HIV-positiv ist. Damals hatte sie gerade ihren Mann kennen gelernt. Gemeinsam arbeiteten sie in einem Restaurant in Österreich – er als Aushilfe, sie als Restaurantfachfrau.

Sie waren gerade erst zwei Wochen ein Paar, als Manuela das Testergebnis bekam. „Da sind wir

natürlich aus dem siebtem Himmel in die Hölle gefallen“, erinnert sich die heute 43-Jährige und streicht sich nachdenklich die langen schwarzen Haare aus dem Gesicht. Auch wenn die Diagnose damals noch einem Todesurteil gleich kam, blieb ihr Mann bei ihr. Manuela zog zu ihm nach Köln, sie heirateten. Kinder waren allerdings nie ein Thema. Bis zu dem Tag, an dem ihre Vertrauensärztin ihr die Möglichkeit offenbarte, doch Kinder bekommen zu können – trotz HIV-Infektion. Es hat dann noch mehrere Jahre gedauert, bis sie den Schritt wirklich gegangen ist. Ihre Tochter Johanna ist heute vier Jahre alt.



Was HIV-positive Eltern bewegt:
Gedankensammlung aus dem Workshop

Foto: Sabine Faber

„Mama, bist du krank?“

„Es war die beste Entscheidung meines Lebens“, sagt Manuela und strahlt dabei über das ganze Gesicht. Auch wenn sie jetzt wieder vor einer großen Herausforderung steht. Denn Johanna fängt an, Fragen zu stellen. „Mama, bist du krank?“, hat sie wissen wollen, als sie ihrer Mutter dabei helfen durfte, die Pille zu füllen. „Nein“, hat Manuela geantwortet, „ich nehme die Tabletten, damit ich nicht krank werde.“ Johanna war mit dieser Antwort zufrieden. Fürs Erste.

Um für die nächsten Fragen gewappnet zu sein, ist Manuela zu den Positiven Begegnungen nach Wolfsburg gefahren. In dem Workshop „Beschützen versus Loslassen – Geheimsache HIV in der Familie“ hat sie sich mit anderen Eltern austauschen können. Sie hat von selbstbewussten Kindern gehört, die ganz selbstverständlich auf Fragen anderer Kinder antworten können: „Meine Mama hat einen Virus, aber sie nimmt Medikamente dagegen.“

Manuela hat aber auch von Fällen erfahren, in denen Kinder bis in ihr Erwachsenenalter nichts von der HIV-Infektion der Mutter oder des Vaters wissen. Und von Versteckspielen und Geheimniskrämerei, aus Angst, die Kinder könnten im Kindergarten, in der Schule oder von Freunden gehänselt und ausgegrenzt werden.

„Lügen werde ich nicht“

Gegen solche Diskriminierungen möchte Manuela ihre Tochter jetzt stark machen, damit sie ihr nichts anhaben können, wenn es dazu kommen sollte. Sie selber hat bisher keine negativen Erfahrungen gemacht. „Ich erzähle es nur denen, die verdient haben, es zu erfahren“, sagt sie, „es ist ein Privileg.“ Keiner hat sie bisher daraufhin zurückgewiesen.

Wichtig ist für Manuela, dass ihrer Tochter auf keinen Fall von Dritten erfährt, dass sie positiv ist. Deshalb wird sie Johanna bald sagen müssen, was



für ein Virus ihre Mutter in sich trägt. Verschweigen kommt für Manuela auf keinen Fall in Frage. „Das wäre ja ein großer Vertrauensbruch“, schüttelt sie den Kopf. „Das ist auch etwas, was ich aus dem Seminar mitgenommen habe: Dass ich nicht lügen werde.“

Um Johanna sensibler für das Thema HIV zu machen und Berührungsängste gar nicht erst entstehen zu lassen, möchte Manuela ihre Tochter in Zukunft zu Veranstaltungen wie den Positiven Begegnungen mitnehmen. Am liebsten wäre es Manuela, wenn ihre Tochter mit allen Menschen offen umginge. „Es gibt so viele Ignoranten auf dieser Welt“, findet sie, „und wir sind es unseren Kindern schuldig, dass wir eine Generation heranziehen, die tolerant und freundlich ist – auch zu denen, die anders sind.“ Dass sie auf dem richtigen Weg ist, darin wurde sie bei den Positiven Begegnungen bestärkt.

Frauke Oppenberg

Foto: Uwe Weimreich/pixelio.de

PISA-Sex

Lust und Viruslast im Jahr 4 nach EKAF



Das Statement der Eidgenössischen Kommission für Aidsfragen (EKAF) hatte 2008 eingeschlagen, wie eine Bombe. Was unter der Hand schon da und dort verhandelt wurde, stand nun schwarz auf weiß geschrieben: Viruslast unter der Nachweisgrenze bedeutet Nicht-Infektiosität – natürlich gebunden an die inzwischen bekannten Bedingungen:

- Die Viruslast muss sich seit mehr als sechs Monaten unter der Nachweisgrenze befinden
- Dies muss durch regelmäßige ärztliche Kontrolle bestätigt sein
- Es dürfen keine anderen sexuell übertragbaren Infektionen vorliegen

Das Statement wurde in der Ärzteschaft, den Aidshilfen und der positiven Community weltweit äußerst kontrovers diskutiert. Vier Jahre später und um einige Studienerkenntnisse reicher, wollte die DAH erfahren, wie die Teilnehmer/innen der Positiven Begegnungen 2012 die Situation einschätzen und wie sie persönlich mit dem Thema umgehen.

Der Befund: Viruslast unter der Nachweisgrenze bedeutet für die meisten der Workshop-Teilnehmenden, das Virus sexuell nicht zu übertragen. Einigkeit herrschte auch darüber, dass die Debatte um Nicht-Infektiosität entstigmatisierend wirken könne.

Foto: Matthias Mittenentzwei/pixelio.de

Viruslast und sexuell übertragbare Krankheiten

Unklar war hingegen, welchen Einfluss sexuell übertragbare Infektionen auf die HI-Viruslast ausüben. In diesem Zusammenhang diskutierten die Workshop-Teilnehmer/innen die Ergebnisse der Studie HPTN052. Diese belegt auf eindrucksvolle Weise die Haltung der EKAF. Teilgenommen hatten an der Studie 1763 Paare, von denen jeweils ein/e Partner/in HIV-positiv getestet worden war. Die Paare wurden über Safer Sex aufgeklärt und in zwei Gruppen eingeteilt, von denen eine sofort antiretrovirale Medikamente erhielt und die andere zu einem späteren Zeitpunkt, der sich an den Leitlinien zum Therapiebeginn orientierte.

In der Gruppe von Teilnehmer/innen ohne HIV-Therapie kam es 35 HIV-Infektionen, in der anderen infizierten sich zwar vier Personen mit HIV, drei davon jedoch außerhalb ihrer Beziehung. Eine weitere infizierte sich beim positiven Partner, allerdings zu einem Zeitpunkt, als sich dessen Viruslast noch nicht unter der Nachweisgrenze befand. In beiden Gruppen traten sexuell übertragbare Infektionen auf. Diese führten in der Gruppe der Teilnehmer/innen mit HIV-Therapie nicht zu einer Übertragung des HI-Virus.

Fazit: Zwar gibt es bis heute keinen eindeutigen medizinischen Beleg, der einen Einfluss sexuell übertragbarer Erkrankungen auf die HIV-Infektiosität ausschließt, aber auf Grundlage der epidemiologischen Daten aus HPTN052 kann geschlussfolgert werden, dass bei einer funktionierenden antiretroviralen Medikation (ART) auch bei Vorliegen von sexuell übertragbaren Infektionen eine Infektion mit HIV unwahrscheinlich ist.

Chancen und Hoffnungen

Was bedeuten diese Informationen für den individuellen Alltag? Wie hilfreich ist dieses Wissen in einer konkreten Situation, wenn es um Sex

geht? In der breiten Community ist das Wissen um die Nicht-Infektiosität bei funktionierender ART nicht ausreichend verankert. Und wenn, dann bestehen nach wie vor viele Vorbehalte. Die gute Idee der EKAF – durch ihr Statement ein einheitliches Know-how, eine gemeinsame Haltung zur Frage der Nicht-Infektiosität zu schaffen und zu einer Entängstigung vor HIV beizutragen, ist bis heute nicht in der Praxis angelangt. Weil die Botschaft der Nicht-Infektiosität unter ART bis heute in der Bevölkerung so wenig verankert ist, scheint es für die Kommunikation über Safer Sex relativ unerheblich zu sein, ob es dabei um Kondom oder barrierefreien Sex unter der Nachweisgrenze geht, sondern vielmehr unter welchen Umständen welche Informationen preisgegeben werden müssen.

PISA: Pillen schützen auch beim Sex

Hier zeigte sich, dass wir zwar um eine Safer Sex-Methode reicher, aber um die Diskussion über Verantwortung nicht ärmer geworden sind. Die Befürchtung vieler Teilnehmer/innen des Workshops war, dass trotz EKAF immer noch mehrheitlich dem/der Positiven eine einseitige Verantwortung bei der Verhinderung von einer HIV-Übertragung zugewiesen wird.

Leider fehlt für das Ganze (noch) eine griffige Bezeichnung. „Viruslastmethode“ ist sperrig, die „EKAF“ hat sich mittlerweile in EKGS umbenannt. Und ob sich die von den Teilnehmer(inne)n vorgeschlagene Bezeichnung „PISA-Sex“ (Pillen schützen auch beim Sex) durchsetzt, scheint fraglich.

Jens Ahrens und Armin Schafberger



Mit dem Staatsanwalt im Bett

Die Kriminalisierung von HIV-Positiven war eines der zentralen Konferenzthemen

Foto: Michael Grabscheit/pixelio.de

„Es ist nicht fair, dass der eine den Kopf beim Sex abschalten darf und der andere nicht. Der Druck der bei Positiven dabei aufgebaut wird, hat auch psychische Auswirkungen – und nicht nur, wenn’s um Sex geht.“

Marcel Dams

Wer als HIV-Positive/r beim Sex kein Kondom nimmt, muss unter Umständen mit strafrechtlichen Konsequenzen rechnen. Darauf wies Rechtsanwalt Jacob Hösl in einem Workshop noch einmal klar und deutlich hin. Die Justiz verlangt Pariser als Nachweis der edlen Schutzgesinnung – oder eine Offenbarung. Der Hinweis ‚Ich bin positiv und so behandelt, dass meine Viruslast stabil unter der Nachweisgrenze liegt‘, ist absurderweise der einzige, der kondomlosen Sex erlaubt, will man denn vor HIV sicher sein. Alle anderen sexuellen Aktivitäten erfordern nach dieser juristischen Logik im Grunde ein Kondom. Tatsächlich findet die weitaus überwiegende Mehrzahl der Infektionen zwischen Menschen statt, die mehr oder weniger guten Gewissens davon ausgehen, HIV-negativ zu sein. Die können strafrechtlich nicht belangt werden.

Falsche Bilder von der HIV-positiven Lebenswirklichkeit

Die Jurist/inn/en gehen davon aus, dass nach dem klaren Votum des Nationalen AIDS-Beirates zur Schutzwirkung von Therapien in Zukunft wenigstens die Fälle mit einer Viruslast unter der Nachweisgrenze nicht mehr vor dem Strafrichter erscheinen werden. In fast allen Diskussionen wurde klar, dass die Justiz, die das Delikt zum Beispiel in der Münchener Staatsanwaltschaft I im Dezernat für Kapitalverbrechen und Tötungsdelikte angesiedelt hat, völlig falsche Bilder von den Behandlungsmöglichkeiten, Übertragungswahrscheinlichkeiten und Mechanismen der Infektion – wie etwa dem sexuellen Lebensstil – hat.

In Gesprächen am Rande der Veranstaltung und auch in einzelnen Diskussionsveranstaltungen wurde bedauert, dass die Segnungen der niedrigen Viruslast viel zu zögerlich und viel zu spät kommuniziert wurden, hatte doch schon 2005 der Community-Vertreter auf dem Deutsch-Österreichischen AIDS-Kongress in Wien in der Abschlussplenarsitzung gefragt: „Will man in Fachkreisen ernsthaft behaupten, bei einer Viruslast unter der

Nachweisgrenze wären die Übertragungsrisiken höher als die Gefahr in einen Verkehrsunfall zu geraten?“ Also hier besteht noch erheblicher Nachholbedarf an Informationen in allen Gesellschaftsschichten einschließlich der schwulen Welt.

Fragen der Verantwortung wurden diskutiert. Da kann man nur gemeinsam mit Prof. Martin Dannecker als Sexualwissenschaftler und der Gesundheitswissenschaft auf den gesunden Egoismus derjenigen hoffen, die sich vor HIV schützen wollen. Auch wenn man sich wünschen mag, die Positiven könnten ihren HIV-Status – auch in sexuellen Begegnungen – leichter kommunizieren, kann man leider nur feststellen, dass Ausgrenzung und Diskriminierung immer noch auch an der Tagesordnung sind.

Krankheiten sind nicht mit dem Strafrecht zu regulieren

Das erschwert das Sprechen, welches das Gefühl des HIV-positiven Rollenmodells Marcel auflösen könnte, der erklärte: „Ich finde es nicht fair, dass der andere den Kopf ausschalten darf, ich jedoch nicht.“ Marcel erwähnte auch, dass er ganz zu Beginn einen Schuldigen für seine Infektion gebraucht habe, bis er seine eigene Beteiligung erkennen konnte. Für ihn ist jeder nicht therapierte Positive jemand, der potentiell die Infektion weitergeben kann. Und wenn es unglücklich läuft, könnte nach dem augenblicklichen Rechtsverständnis jeder auf der Anklagebank landen. „Was mach ich nur,“ fragt er sich, „wenn beim Sex mal etwas schief geht, und ich habe es nicht gesagt?“

Rechtsanwalt Dirk Siegfried wies darauf hin, dass Anzeigerstatter/innen ein Recht darauf haben, dass man ihr Anliegen ernst nimmt und genau hinschaut. Jacob Hösl hält dem entgegen, dass Krankheiten nicht mit dem Strafrecht zu regulieren sind, sondern dass vielmehr ein allgemeines Bewusstsein für die Gefahren der Sexualität geschaffen werden müsse.

Bernd Aretz

„Meist mache ich das alles mit mir selbst aus“

Zum ersten Mal gab es bei den Positiven Begegnungen ein Rahmenprogramm speziell für HIV-positive Jugendliche wie die 17-jährige Anna.

War Wolfsburg dein erstes Positiventreffen überhaupt?

Ich war schon mal beim Frauentreffen im Waldschlösschen und als Kind hatten mich meine Eltern auch schon zu Veranstaltungen mitgenommen.

Wie war es für dich nun erstmals unter positiven Jugendlichen zu sein?

Es war sehr gut, sich mit Gleichaltrigen unterhalten zu können, aber genauso auch spannend, Sachen von Erwachsenen zu hören. Vielleicht sollte man künftig angeben, wenn Workshops für Jugendliche und Erwachsene gleichermaßen passend sind.

Wie war die Stimmung bei euch?

Ganz gut. Ein bisschen doof war, wenn wir in Kleingruppen aufgeteilt wurden und ich dann zum Beispiel mit dreizehnjährigen Jungs über Liebe und Sex reden sollte. Man ist bei solchen Themen

altersmäßig eben nicht auf der gleichen Wellenlänge. Aber wir haben uns ansonsten alle sehr gut verstanden und austauschen können, zum Beispiel zu der Frage, ob man es seinen Freundinnen und Freunden sagt oder nicht.

Wie hast du das bislang für dich gehandhabt?

Ein paar gute Freunde wissen Bescheid, aber es gibt da schon Unterschiede. Eine Freundin, die ich seit der Kindergartenzeit kenne, weiß es immer noch nicht, eine andere, mit der ich zusammen in die Schule gekommen bin, weiß es wiederum. Auf meiner neuen Schule habe ich es bislang noch niemandem gesagt, und das werde ich auch erst einmal so belassen.

Weil du negative Erfahrungen gemacht hast?

Eine Freundin hatte es in meiner alten Schule damals weitererzählt. Ich kann ihr nicht wirklich einen Vorwurf machen, wir waren damals beide noch sehr jung. Aber es tauchten dann Zettel auf: „Scheiß Aidskind“.

Im Medizinwesen habe ich auch schon un schöne Dinge erlebt. Letztes Jahr hat sich ein HNO-Arzt bei einer Untersuchung extra doppelt Handschuhe angezogen. Aber ich habe auch sehr viele gute Erfahrungen gemacht. Allen, denen ich es bislang erzählt habe, reagierten eigentlich ganz positiv darauf. Es hat sich niemand von mir abgewendet. Nur mein Ex-Freund kam nicht so recht klar damit. Er hat sich dann von mir getrennt, aber andere Gründe dafür angegeben.

Du wirst immer wieder aufs Neue entscheiden müssen, wie offen du mit deinem HIV-Status umgehst. Ist das inzwischen zur Routine geworden oder eher eine dauernde Belastung?

Ich denke nicht jeden Tag daran, dass ich positiv bin, auch wenn ich inzwischen wieder Medikamente nehme. Ab und zu da habe ich meine Phasen, in denen ich sehr traurig bin und es mich richtig ankotzt. In diesen Momenten frage ich mich dann: ‚Warum gerade ich?‘ Nun bin ich bzw. war ich in der Pubertät, da hat man ohnehin Stimmungsschwankungen.

Fotos: Sabine Faber



„Ich möchte die jungen Positiven ermutigen: Entwickelt euren eigenen, auch emotionalen Zugang zu dem, was HIV für euch bedeutet. Ich bin neugierig zu welchen Schlüssen und Bewertungen ihr kommt.“

Michael

Eigentlich komme ich gut klar damit, aber es wäre schon schöner ohne den Virus.

Gibt es auch mal Momente, an denen du wegen der Infektion wütend bist?

Manchmal habe ich so eine Phase. Dann denke ich: ‚Toll, Andere bekommen es, wenn sie erwachsen sind. Ich habe es schon mein ganzes Leben und muss auch noch die nächsten 50 Jahre ständig aufpassen.‘

Ein-, zweimal war ich auf meine Mutter deswegen wütend, aber eigentlich kann ich ihr deswegen nicht böse sein. Ok, sie hat damals einen Fehler gemacht, als sie sich infizierte, aber ohne sie wäre ich gar nicht auf der Welt.

Hast du Menschen, bei denen du dich ausweinen kannst, wenn dir danach ist?

Ab und zu bei meinen Eltern, aber ich habe auch nicht Lust, dauernd mit ihnen darüber zu reden. Bei meinen Freundinnen kann ich mich zwar ausheulen und trösten lassen, aber mehr auch nicht. Meist mache ich das alles mit mir selbst aus.

Was würde dir da helfen?

Ich finde es schon ganz gut, wenn ich einmal im Jahr, wie jetzt auf der PoBe, andere Jugendliche treffen kann. Mit denen konnte man eben auch über Dinge reden, die meine nicht-positiven Freunde nicht wirklich nachvollziehen können.

Interview: Axel Schock



Museumsreif

Die Aids-Bewegung hat Geschichte gemacht. Nun gilt es, sie zu sichern, zu bewahren und zu erforschen

30 Jahre ist es nun her, dass dieses Virus einen Namen bekam. Noch sind reichlich Menschen unter uns, die sich daran erinnern können, wie es war, als die ersten Toten zu betrauern waren und tatkräftig Selbsthilfeorganisationen aufgebaut wurden. Doch längst gibt es auch eine ganze Generation, für die das alles bereits Geschichte ist. Das Schwule Museum Berlin hat von Anbeginn HIV und Aids in seiner Sammlarbeit berücksichtigt. Archivleiter Jens Dobler, der zusammen mit der Politologin Corinna Gekeler den Workshop „Wissensdurst“ leitete, erlebt seit geraumer Zeit eine wachsende Zahl von Rechercheanfragen von Forscher(innen) aus den unterschiedlichsten Wissenschaftsgebieten.

Werden die Spuren, die wir bislang hinterlassen haben, ausreichen, damit die Historiker/innen, Soziolog(inn)en, Kulturwissenschaftler/innen und Journalist(inn)en ausreichend Material vorfinden, um sich ein ausgewogenes Bild von unseren Kämpfen, Ängsten und Herausforderungen machen zu können?



Axel Schock

Foto: Susann von Woltersdorff/pixelio.de

Ab ins Museum!

Können wir mit dem zufrieden sein, was künftige Generationen in den Archiven über unsere Geschichte als Selbsthilfe und unseren Erfahrungen als Positive, Menschen aus der Pflege, Ehrenamtler/innen sowie An- und Zugehörige finden werden? Sollten wir uns nicht allmählich darum kümmern, unsere Geschichte zu bewahren und damit auch deren Deutungshoheit zu sichern, fragte Corinna Gekeler in die Workshop-Runde, und die war sich sehr schnell einig, etwas in dieser Hinsicht bewegen zu wollen.

Örtliche Aids-Initiativen können beispielsweise Sorge tragen, dass ihr Anteil an der Stadtgeschichte im Heimatmuseum oder Landesarchiv bewahrt und damit öffentlich zugänglich bleibt.

Individuelle Erfahrungen und kollektive Geschichte

Doch klar wurde auch: Wir benötigen eine Sammelstelle, in der neben allgemeinen Dokumenten zur Geschichte von Aids und der Selbsthilfefarbeit auch individuelle Zeugnisse bewahrt werden. Denn sie erst lassen Geschichte lebendig und für andere erlebbar werden: Krankenakten, Tagebücher und Fotos genauso wie Pillendosen, Tablettenschachteln, Trauerreden und Kondolenzbriefe. Sie können eindrücklich von unseren Ängsten und Hoffnungen, von Lebenslust, Solidarität, Trauer, Ausgrenzung und politischen Kämpfen erzählen.

An welche Institution ein solches Archiv angekoppelt und wer potentielle Kooperationspartner/innen sein könnte, soll unter anderem in künftigen Treffen der Arbeitsgruppe diskutiert werden. Ein Ziel ist bereits formuliert: eine erste Ausstellung zu realisieren, die mit dazu beitragen kann, innerhalb der HIV-Community das Bewusstsein für die eigene Geschichte zu schärfen.

Respekt kennt kein Alter

Jetzt sind wir nicht nur positiv, jetzt werden wir auch noch alt – und wir haben Wünsche, wie das Leben und die Versorgung im Alter aussehen sollte

Zum Glück haben Menschen mit HIV heute wieder eine lange Lebenserwartung. Wir müssen uns Gedanken machen über unser Leben im Alter, wenn die Hilfsbedürftigkeit zunimmt und eine Alternative zum eigenständigen Wohnen gebraucht wird. Einiges können wir selber in die Hand nehmen, für anderes braucht es gesellschaftliche Rahmenbedingungen, die ein würdevolles Leben im Alter gewährleisten.

Egal wie gesund oder durch Krankheit und Alter eingeschränkt, und ob wir eigenständig oder in einem Pflegeheim leben werden: Wir wollen am gesellschaftlichen Leben teilhaben, vernetzt und sozial eingebunden sein. Das macht das Leben lebenswert!

Selbst entscheiden können, selbstbestimmt leben und auch im Alter mit Selbstbewusstsein in der Welt zu stehen, das ist unverzichtbare Lebensqualität.

Gute Pflege ist Beziehung und Kommunikation

Wer in unterstützenden Beziehungen und Freundeskreisen lebt, in gutem Kontakt zur Herkunftsfamilie lebt oder sich eine Wahlfamilie aufgebaut hat, kann von dort Hilfe bekommen, wenn man alleine nicht mehr alles erledigen kann. Von ihnen und auch von Pflegekräften in Altenheimen erwarten wir, dass sie auf unsere individuelle Situation eingehen und keine entmündigende Hilfe aufdrängen: Sei für mich da, wenn ich dich brauche!

Wir erwarten, in Alten- und Pflegeheimen einen diskriminierungsfreien Raum vorzufinden, wo unsere Lebensweise als Menschen mit HIV Respekt erfährt. Einzelzimmer oder Gemeinschaftswohnungen für Paare bieten Privatsphäre, ein Internetanschluss sollte genauso Standard sein wie die Bushaltestelle vor der Tür. Pflegeeinrichtungen sollen selbstbewusst mit ihrer Offenheit für vielfältige Lebensformen werben. Und Pflegekräfte verdienen stärkere gesellschaftliche Anerkennung: Gute Pflege ist Beziehung und Kommunikation mit alten Menschen. Die Zeit am

Foto: Martin Westphal



Modell für ein Leben im Alter :
Ein erster Entwurf aus dem Workshop

Menschen muss Kern der Altenpflege sein. Dafür braucht es qualifiziertes Personal in ausreichender Zahl und mit einer angemessenen Bezahlung, einer besseren als heute.

Michael Jähme

„Ich habe in den Workshops zu HIV und Alter bei vielen Männern und Frauen ähnliche Ängste spüren können: Was passiert, wenn ich in die Pflege muss? Was, wenn meine Rente nicht reicht? Zu diesen Fragen müssen wir uns heute Gedanken machen.“

Chrissi



Fotos: Sabine Faber

Danke Homo-Hasser! Danke liebe AIDS-Hilfe!

Ein HIV-positiver Wolfsburger reagierte auf die Gewalttatsache am Rande der Positiven Begegnungen mit einem offenerzigen und emotionalen Kommentar im Blog „DerTeilzeitblogger“, den wir hier in Auszügen wiedergeben.

Wolfsburg war es noch nie ein leichtes Pflaster für Schwule und Lesben. Es gibt keine Szene, in der man sich trifft. Wagt man es, sich herzlich mit einer Umarmung zu begrüßen, hört man's schnell am ZOB aus den Ecken rufen: „Ey! Schwuchtel!“. Beim Spazieren um den Allersee zieht man besser keine modischen Klamotten oder gar enge Jeans an, die einen als Homo outen könnten, sonst ist man schnell gezwungen einen Schritt schneller zu gehen, um den zwielichtigen, pöbelnden Gruppen zu entgehen.

Umso interessanter fand ich, Wolfsburg als Wahl zum Konferenzort der Deutschen AIDS-Hilfe zu machen. Denn hier gibt es nicht einmal einen CSD. Schwul und lesbisch ist man hier nicht. Der intellektuelle Homo wählt zwischen Coming-out oder Karriere innerhalb der Volkswagen-Hierarchie. Und kaum einer ist bereit, die Nachteile für ein Coming-out in Kauf zu nehmen. Aber eines ist man hier in Wolfsburg ganz sicher nicht: HIV-positiv oder gar aidskrank!

Ich möchte mich bei der gesamten Deutschen AIDS-Hilfe bedanken, dass Ihr es in das große Industriedorf Wolfsburg geschafft habt, sowie für das außerordentliche Engagement. Eigentlich war alles friedlich. Bis zum Schluss. Bis einem alten und jungen Homo ordentlich die Fresse poliert wurde. Ich möchte diese Gelegenheit nutzen und mich bei diesen Homo-Hassern bedanken!

Ich versuche mich seit einiger Zeit gegen das Klischee, Wolfsburg sei ein engstirniges, intolerantes, dekadentes Stück Erde, zur Wehr zu setzen (besonders gegenüber benachbarten Großstädtern). Danke, dass ihr es schafft, dass dieses Klischee nicht nur ein Klischee bleibt.

Auf den Webseiten der Tageszeitungen lese ich in den Leserkommentaren zu der Prügelattacke, wie beschränkt es von den Angreifern gewesen sei, zuzuschlagen. Schließlich könnten sie sich mit HIV infizieren, wenn ihnen „Blut ins Gesicht spritzt“.

Bitte macht euch keine Sorgen um eure Gesundheit. Sollten die beiden, die ihr verdroschen habt, nicht nur schwul, sondern auch HIV-positiv gewesen sein und ihr ein bisschen Blut abbekommen haben: Keine Angst! Ihr bleibt gesund. Eine Medikamenteneinnahme verhilft nicht nur den Positiven zu einem längeren Leben, sondern schützt auch effektiv vor einer Weiterverbreitung der Infektion. Euer Risiko strebt also gegen Null. Wie gut, dass die beiden Positiven nicht nur an sich selbst denken, sondern auch ihr Umfeld schützen, also in diesem Fall euch Schläger.

Bitte macht euch keine Sorgen, dass Ihr mit ernsthaften Konsequenzen für diese Aktion rechnen müsst. Mit 2,0 Promille seid Ihr ohnehin nicht voll schuldfähig. Außerdem werden die Anwälte eurer Eltern das schon wieder geradebiegen. Mein Tipp: Immer schön abstreiten. Mit der Aktion bekommt Ihr höchstens ein paar Sozialstunden.

Irgendwie kann ich euch ja verstehen. Fühlt man sich machtlos gegen „die da oben“, richtet sich der Hass schnell gegen „die da unten“. Im Übrigen sind die Homos ja auch gar keine richtigen Menschen und die mag eh keiner. Da rutscht einem schon mal die Hand aus. Man möge es den kleinen 19-Jährigen nachsehen.

Außerdem ist es völlig normal, dass man einen Schlagstock dabei hat. Gegen 1:35 Uhr muss man sich ja irgendwie gegen die schlechte Welt da draußen verteidigen. Da fangen wir doch gleich mal mit den Drecksschwuchteln an.

Zum Thema Wolfsburgs aufgeschlossenes und offenes Image und so: Der Volksmund sagt: „Der erste Eindruck zählt.“ Der Psychologe weiß: „Der letzte Eindruck ist der, welcher bleibt.“

So gesehen hättet Ihr zum Abschluss der Veranstaltung nicht besser zum Ausdruck bringen können, wie weit wir vom Thema Offenheit entfernt sind und wie wichtig der Kampf gegen Diskriminierung ist.

Danke Teilnehmer!

Danke Teilnehmer! Danke, dass ihr Euch getraut habt, öffentlich aufzutreten und dem Kongress und allen HIV-Infizierten ein Gesicht zu geben. Ihr

Wolfsburg Gastgeber für HIV-Selbsthilfetagung

„Ängste abbauen, Vorurteile auflösen und Realität entgegensetzen – das wollen Teilnehmer und Veranstalter der größten europäischen Selbsthilfekonferenz ‚Positive Begegnungen‘ gemeinsam schaffen. (...) Die Teilnehmer sollen durch den Erfahrungsaustausch gestärkt aus Wolfsburg wieder in ihre Heimatorte fahren, hofft Holger Wicht.“

NDR.de, 25.8.2012

seid für unsere Rechte eingestanden, habt dafür gekämpft und habt Euch gegen Beleidigungen zur Wehr gesetzt. Mit Eurer Präsenz habt ihr der Öffentlichkeit versucht ein neues Bild zu vermitteln, das HIV-Positive längst keine Gefahr mehr für ihre Umwelt sind und daher Ängste unbegründet.

Ich habe leider als Teilnehmer gefehlt. Gerne wäre ich Teil der Community gewesen, aber ich hatte nicht den Mut. Ich habe einen sehr guten Job, ich liebe mein Leben. Es dürften sich mir viele Schranken schließen, ginge ich offen mit meiner Infektion um. Umso mehr bewundere ich die Leute, die es schaffen, offen mit ihrer Infektion umzugehen – trotz aller Nachteile, trotz Ausgrenzung, trotz Arbeitsplatzverlust, trotz Demütigungen in der Familie.

Der Kommentar ist ungekürzt nachzulesen auf <http://derteilzeitblogger.wordpress.com>

Demo bei Aids-Konferenz: Mehr Toleranz gefordert

„Toleranz bei HIV‘ – das forderten Demonstranten mit ausdrucksstarken Schildern bei einer geräuschlosen und friedlichen Kundgebung am Sonnabend. Die Aktion durch die Fuzo war eingebettet in die Selbsthilfekonferenz Positive Begegnungen zum Leben mit HIV.“

Wolfsburger Allgemeine Zeitung, 26.8.2012

Positive Begegnungen gegen Diskriminierung

„Von medizinischen Fragen über das Outing am Arbeitsplatz bis hin zu Diskriminierungserfahrungen Die Konferenz dreht sich um alle Aspekte des Lebens mit HIV. ‚Positive Begegnungen‘ sind dabei nicht nur für die Teilnehmenden möglich, sondern für alle Interessierten.“

FOCUS online, 22.8.2012

Nach Aids-Konferenz: Teilnehmer geschlagen

„Positive Begegnungen, die Selbsthilfekonferenz zum Leben mit HIV, endete gestern in der Wolfsburger City mit einem brutalen Angriff. Ein Wolfsburger (19) schlug in der Fuzo auf zwei schwule Konferenzteilnehmer (26/44) ein und verletzte sie mit einem Schlagstock. Die Opfer kamen ins Klinikum, der Täter wurde kurze Zeit später festgenommen. (...) Der Gewalttäter ist einschlägig bekannt und war zur Tatzeit sturzbetrunken.“

Wolfsburger Allgemeine, 26.8.2012

Wolfsburger Aids-Hilfe richtet größte Konferenz Europas aus

„Oberbürgermeister Klaus Mohrs betonte die Wichtigkeit der Konferenz: ‚Wolfsburg ist eine junge, dynamische Stadt die sich in den letzten Jahren immens entwickelt hat und für Offenheit sowie Toleranz steht. Dazu trägt auch die Arbeit der Aids-Hilfe bei.““

Wolfsburger Kurier, 22. 8 2012

Demo gegen Diskriminierung von Menschen mit HIV

„Gegen die Diskriminierung von Menschen mit HIV demonstrierten am Samstag etwa 150 Teilnehmer der Selbsthilfekonferenz ‚Positive Begegnungen‘ in der Porschestraße. Vor der Ostfalia hatten sich die Teilnehmer versammelt, um gemeinsam zum Zug durch die Innenstadt zu starten. ‚Das Strafrecht ist keine Lösung‘ und ‚Mein Sohn ist klasse und positiv‘ waren nur zwei Parolen, die sie auf große Tafeln geschrieben hatten.“

Braunschweiger Zeitung, 25.8.2012



Positive Begegnungen
Konferenz zum Leben
mit HIV/Aids

23.-26.08.2012
Wolfsburg

Ostfalia Hochschule
www.positivebegegnungen.de
www.facebook.de/positivebegegnungen

Positive
Begegnungen

